1,70 DM / Band 456
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Shao - Phantom aus dem Jenseits

Frankreich F 7,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140



Shao - Phantom aus dem Jenseits

John Sinclair Nr. 456

von Jason Dark

erschienen am 31.03.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Shao - Phantom aus dem Jenseits

Um das Zirkuszelt schlich der Tod! Kein Skelett, kein Sensenmann, dafür eine Gestalt, sehr schlank und schmal, schwarz gekleidet mit einem dünnen einteiligen Anzug, der wie eine zweite Haut wirkte und gummiartig schimmerte. Von der Gestalt war so gut wie nichts zu erkennen, denn die ebenfalls schwarze Maske schützte das Gesicht vor neugierigen Blicken. Niemand hatte sie kommen sehen, niemand sah sie auch jetzt, wie sie das Zelt umkreiste. Deshalb fiel auch niemand der Gegenstand auf, den sie auf dem Rücken trug. Die Gestalt verstand es, sich lautlos zu bewegen. Selbst die Raubtiere, die sich nach der Nummer wieder in den Käfigen befanden, waren nicht misstrauisch geworden…

Dunkelheit lag über dem Platz, auf dem der Zirkus sein Quartier eingerichtet hatte. Am Himmel ballten sich bereits die ersten Herbstwolken, dunkle Gebilde, vom Wind bewegt, der auch Kälte mitbrachte. Es schien so, als hätte die Natur ein Einsehen mit dieser Gestalt, denn weder der Mond noch die Sterne zeigten sich am Himmel.

Er war eine dunkelgraue, weite Fläche ohne Anfang und Ende.

Das erleuchtete große Zelt, dessen Dachkonstruktion durch bunte Lampen nachgezeichnet wurde, wirkte wie eine helle Insel in der Finsternis. Auch der Eingang mit seinem galerieähnlichen Vorbau war in Licht getaucht. Der Name des Unternehmens leuchtete in großen Buchstaben, die an- und ausgingen.

Das alles hatte die Gestalt bereits aus der Ferne gesehen, als sie sich auf dem nahen Parkplatz zwischen den dort abgestellten Fahrzeugen geduckt hatte.

Jetzt aber befand sie sich schon an der Ostseite des Zelts und suchte nach einem Durchschlupf. Im Innern mussten Clowns ihre Nummer abziehen, denn das Lachen der Zuschauer schallte durch die Plane wie ein unregelmäßiges Brausen nach draußen.

Hinter einer Fahnenstange, die sie als Deckung benutzte, blieb die Gestalt stehen.

Dem Aufpasser oder Wächter wäre sie vielleicht nicht aufgefallen, dafür seinem Begleiter.

Ein Knurren war zu hören!

Der Mann blieb stehen. »Was ist denn, Harry? Was hast du?«

Der Hund hörte nicht auf. Er zog an der Leine, der Mann fluchte, weil er damit nicht gerechnet hatte und fast von den Beinen gerissen worden wäre. Er gab nach und ließ sich vorziehen.

Die wartende Gestalt bewegte sich um keinen Millimeter. Wegen der Maske war nur ihr Mund zu sehen.

Aus dem Knurren wurde ein scharfes Bellen. Ein Signal zum Angriff!

Obwohl der Hund an der Leine geführt wurde, stieß er sich ab. Und er hätte die Gestalt auch erwischt, wäre sie stehengeblieben. So aber bewegte sie sich mit einem gedankenschnellen Schritt zur Seite, und aus dem Dunkel sauste eine leicht gekrümmte Handkante, die den Nacken des Hundes punktgenau traf!

Aus dem wütenden Bellen wurde ein Winseln. Der Hund drehte sich, fiel zu Boden und rollte sich auf den Rücken. Eine Weile zuckte er noch mit den Läufen, dann blieb er still liegen.

Das alles hatte nicht länger als zwei, drei Sekunden gedauert, aber dem Wächter war plötzlich unheimlich zumute. Er gab einen erschreckten Laut von sich und flüsterte stammelnd den Namen seines Hundes. Dabei klang seine Stimme erstickt. Er weinte.

Zwei kalte Augen hinter den Maskenschlitzen beobachteten Mann

und Hund aus der schützenden Dunkelheit. Der Gestalt war klar, dass sie den Mann auch ausschalten musste. Er hätte sonst Alarm geschlagen, und das wollte der andere nicht, auf keinen Fall so früh.

Der Wärter hörte nichts, nicht einmal Schritte, er wurde aber fast zu Eis, als er die Stimme vernahm.

»Keine Sorge, ich habe ihn nicht getötet!«

Der Mann kniete da, ohne sich zu rühren. Er wagte es nicht einmal, den Kopf zu heben und nach oben zu sehen. Sein Blick fiel auf den Hund, der, ohne sich zu rühren, vor ihm lag.

Er wusste, dass der andere neben ihm lauerte, und er wurde auch angesprochen. Dabei hatte er vor, sich auf die Stimme zu konzentrieren, doch das gelang ihm nicht. Er konnte diese Stimme nicht orten, sie war einfach da, und sie klang völlig neutral. »Ich will wissen, wo ich das Zelt betreten kann. Nicht durch den Haupteingang.«

Der Wärter war zu geschockt, um eine Antwort geben zu können. Er hatte den Befehl zwar verstanden, allein, er kümmerte sich nicht weiter darum, bis er zusammenzuckte, weil plötzlich eine kalte Hand seinen Nacken zusammendrückte. »Rede!«

Im nächsten Moment sprudelte es förmlich aus dem Mann heraus. Er konnte gar nicht so schnell reden, wie er seine Information loswerden wellte. Er redete und klappte mitten im Satz zusammen, denn wie seinen Hund hatte auch ihn die Handkante zielsicher getroffen.

Der Wächter bekam glasige Augen und rollte nach vorn. Schwer schlug er auf.

Die Gestalt war zufrieden. So lautlos, wie sie herangehuscht war, verschwand sie auch wieder. Diesmal hielt sie sich dicht an der Außenplane. Aus dem Zelt vernahm sie Musik. In die Klänge rauschte der Abschlußbeifall hinein, der den Abgang der Clowns begleitete.

Die unheimliche Gestalt wusste genau, dass ihr nicht mehr viel Zeit blieb. Der Auftritt der Person, auf die es ihr ankam, schloss sich an die Clownnummer an.

Um den zweiten Eingang zu finden, musste sie fast um das ganze Zelt huschen. Das kostete Zeit. Aber die Gestalt war schnell. Sie jagte mit sicheren Sprüngen über die Bespannungen hinweg, die eine Verbindung zwischen den Haltestäben und dem Zelt darstellten.

An der dem Eingang gegenüberliegenden Seite befand sich das Ziel.

Man hatte die Käfiggänge für die Raubtiere bereits abmontiert und war dabei, die einzelnen Teile wegzutragen. Leicht waren sie nicht gerade.

Zwei Männer jeweils beschäftigten sich mit einem Gitterteil und legten es auf die Ladefläche eines Transporters.

An diesem Abend lief die letzte Vorstellung. Sie sollte gleichzeitig der unvergessene Höhepunkt werden. Jeder war hier beschäftigt, denn

jeder Helfer hatte seine Aufgabe. Fremde störten da nur, und die Gestalt sah zu, so rasch wie möglich durch den Eingang zu schlüpfen und den bläulich schimmernden Bahnen der aufgestellten Scheinwerfer auszuweichen.

Zur Manege hin verdeckte ein dunkelblauer Samtvorhang die Sicht. Die Gestalt duckte sich und verschwand nach rechts, wo sie einen schmalen Gang gesehen hatte, der unter dem stufenförmigen Aufbau verlief, wo die Kapelle hockte und bereits den Auftrittstusch für die Artisten gespielt hatte.

Eine Lautsprecherstimme machte die Ansage und sprach von einem Höhepunkt des Abends. Von einem gewagten Stunt, der in die Annalen der Zirkusgeschichte eingehen würde und selbst für die fernöstliche Kunst etwas Besonderes war.

»Die Yagani-Brothers!«

Tosender Beifall, den die Gestalt überhörte. Auch sie würde Beifall klatschen, doch auf ihre Art und Weise.

Das Podest mit der Band darauf hatte sie rasch hinter sich gelassen.

Aber der Weg führte noch weiter, denn das Phantom konnte unter den gestaffelt aufgebauten und ansteigenden Sitzreihen hergehen, ohne dabei von irgendeinem Zuschauer entdeckt zu werden.

Auf dem Grund war es dunkel. Abfall moderte vor sich hin. Seit drei Wochen gastierte der Zirkus hier, und keiner der Zirkusleute hatte es bisher für nötig gehalten, unter den Sitzreihen zu fegen. Das würde sich am morgigen Tag ändern, wenn man abbaute und packte.

Durch die Lücken fiel hin und wieder ein Lichtschimmer. Er warf dann einen blitzenden Reflex auf die schwarze, dünne Kleidung der Gestalt.

Nicht nur sie bewegte sich unterhalb der halbkreisförmig angelegten Sitzreihen. Auch Vierbeiner huschten durch den Abfall. Ratten, die davon gut leben konnten. Sie waren dick und fett geworden.

Im Zelt hatte Stille Einzug gehalten. Jeder Gast beobachtete von seinem Platz aus die wagemutigen Männer, die an einer schwankenden Strickleiter zum Podest unter der Zirkuskuppel hochstiegen, das sie als Startplattform benutzten.

Das Phantom war gut in der Zeit. Es erreichte einen der Mittelgänge, der die Ränge durchschnitt, tauchte wieder auf und wurde nur von einem Kind gesehen, das sich heftig erschrak und an seine Mutter presste, die aber keine Notiz davon nahm und weiterhin die Artisten beobachtete.

Inzwischen war auch das Netz gespannt worden. In fast drei Yards Höhe schwebte es über der Menge und war unter anderem dort befestigt, wo das Gestänge der Startplattform in den Boden gerammt war.

Dorthin wollte das Phantom. Niemand sah es auf seinem Weg. Die

unheimlich wirkende Gestalt verschmolz mit dem Dämmer des Zirkuszeltes, denn beleuchtet waren nur die drei Künstler und die beiden sich gegenüberliegenden Plattformen. Ein dritter Scheinwerfer wurde ebenfalls eingeschaltet und stach seinen breiten Arm schräg in die Höhe bis gegen die Decke der Kuppel, wo er einen großen Kreis hinterließ.

Zwei Männer standen auf der linken, der andere hielt sich auf der rechten Plattform auf, wobei er bereits die Schaukel festhielt und leicht in den Knien wippte.

Die Brüder waren gleich angezogen. Hauteng lagen die hellroten Trikots an. Auf dem Stoff funkelten die Perlen im Licht des Scheinwerfers wie Sterne.

Noch konzentrierten sich die Artisten. Es blieb der Gestalt Zeit, sich den idealen Standort für die Tat auszusuchen.

Sie musste am Gestänge hochklettern und würde sich dort aufhalten, wo das Netz befestigt war. Von diesem Punkt aus hatte sie den idealen Überblick.

Wieder war kein Geräusch zu hören, als sich die Gestalt bewegte. Sie war sehr gelenkig und auch trittsicher. Am Netz fand sie eine schmale Unterlage, nicht breiter als eine Treppenstufe, für sie aber ideal, denn dort konnte sie sich abstützen, griff mit der freien Hand nach hinten und holte das hervor, was auf ihrem Rücken hing.

Es war die Waffe - ihre Waffe!

Eine Armbrust!

Helles, fahlweißes Licht strahlte in ihrer Nähe vorbei. Es streifte auch ihre untere Gesichtshälfte, wo sich die Lippen zu einem kalten Lächeln verzogen, als das Phantom mit der rechten Hand den Schaft der Waffe umklammerte.

Dann wurde es abgelenkt. Die Zuschauer klatschten, da sich der erste der drei Artisten durch die Luft schwang. Er hing mit seinen Kniekehlen am Trapez.

Noch tat sich bei den anderen Yagani-Brüdern nichts. Sie standen in lauernder Erwartung auf der Plattform und beobachteten ihren Bruder, der erst einmal Schwung nehmen musste.

Das Phantom hielt die Armbrust auch weiterhin fest. Aus einer köcherähnlichen Tasche holte es einen schmalen, nicht einmal zu langen Pfeil hervor und legte ihn in die Bolzenrinne.

Noch schoss es nicht. Wie lässig und trotzdem gespannt es die Armbrust hielt, ließ auf einen Könner schließen, der mit dem Gerät umgehen konnte.

Das Phantom schaute noch einmal auf die Bolzenrinne, in der der Pfeil lag. Er war etwas Besonderes, nicht von seiner Form her, nein, er zeigte nur ein bestimmtes Merkmal.

Es war eine knallrote, kleine Sonne, deren Strahlen wie erstarrte

Flammen aussahen. Dieses Signet befand sich auf der Pfeilspitze und gab sogar ein mattes Leuchten ab.

Kein Zuschauer hatte Augen für das, was sich seitlich der Trapeze abspielte. Man schaute in die Höhe, und die zahlreichen Augenpaare verfolgten die Trapeznummer.

Das Phantom legte die Armbrust für einen Moment zur Seite und suchte einen noch günstigeren Schusswinkel. Den hatte es schnell gefunden.

Der linke Arm mit der Waffe wurde allmählich in die Höhe gedrückt, durch die Augenschlitze visierte die Gestalt ihr Ziel an, das noch immer schwang.

Auf der Plattform nickten sich die beiden Wartenden zu. Die Brüder waren kaum zu unterscheiden. Sie hatten schwarze Haare, die Körpergröße war fast gleich, auch die Trikots identisch, so spielte es keine Rolle, wen die Gestalt aufs Korn nahm.

Der zweite sprang!

Das geschah plötzlich. Einige Zuschauer schrien auf, denn es sah so aus, als würde der Springer die herabbaumelnden Arme des Fängers verfehlen.

Der jedoch schwang genau in dem Augenblick zurück, als sein Bruder die Arme streckte - und griff zu.

Sicher fing er den Springer und hielt ihn fest.

Der erste Beifall brandete gegen die Zirkuskuppel und war noch nicht ganz verklungen, als sich der Springer von seinem Bruder löste und einen Salto in der Luft machte, genau in dem Augenblick, als der dritte Artist das zweite Trapez packte und sich dem Saltoschwinger entgegenwarf. Sicher fing er ihn ab.

Die Gestalt ließ sich nicht beirren. Was die beiden da demonstriert hatten, war schon gut gewesen. Aber das Phantom wusste genau, dass es besser sein würde.

Es hatte die Armbrust bereits in Schußstellung gebracht. Nicht ein Fingergelenk zitterte. Die Gestalt blieb innerlich und äußerlich ruhig. Die Augen hinter den Sehschlitzen schienen zu Eiskristallen zu werden, und als sie ihn anvisierte, schwebte der Fänger plötzlich in Lebensgefahr.

Aber sie schoss nicht. Die Gestalt wartete auf den Springer, der das zweite Trapez genommen hatte und sich abstieß.

Beide jagten aufeinander zu. Es sah so aus, als würden sie mitten in der Luft zusammenprallen. Einige Zuschauer bekamen es mit der Angst zu tun und schauten nicht mehr hin.

Aber die Aktion war genau abgestimmt. Bevor die Brüder zusammenstoßen konnten, ließ der letzte Springer das Trapez los und schleuderte sich dabei mit einer gewaltigen Kraftanstrengung und sich auch noch überschlagend in die Luft.

Es sah so aus, als wollte er wie eine sich drehende Kugel der Kuppeldecke entgegenjagen, während sein Bruder wieder zurückschwang, aber in dem Augenblick vorkommen würde, wenn der andere fiel. Dann konnte er ihn abfangen.

Eine tolle Nummer, die das Phantom ebenfalls verfolgte, aber aus anderen Gründen.

Es wartete den genauen Zeitpunkt ab, bis der saltoschlagende Artist wieder nach unten fiel.

Dann schoss das Phantom und traf!

Wuchtig jagte der Pfeil in den wirbelnden Körper. Er brachte ihn aus seiner ursprünglichen Richtung. Die Gestalt streckte sich plötzlich, und das war nicht gut.

Sie verfehlte den Fänger!

Auch der hätte seinem Bruder nicht helfen können, denn das Phantom hatte bereits den zweiten Pfeil auf die Reise geschickt. Er war in die Brust des Fängers gedrungen, den die Kraft verließ, so dass er sich nicht mehr an der Stange halten konnte.

Er fiel wie der erste.

Und die Gestalt hatte bereits einen dritten Pfeil aufgelegt, aber sie musste den Finger vom Drücker nehmen, denn der letzte Artist stand nicht mehr auf der Plattform. Er hatte das Unheil längst bemerkt und war in das Netz gesprungen.

In das fielen auch seine beiden Brüder.

Sie taumelten hinein. Zuerst derjenige, den der Pfeil in der Luft getroffen hatte. Als hätte der Sturm einen Ast geschleudert, so rauschte er in das Auffangnetz und federte ein paar Mal nach.

Sein Bruder folgte ihm. Mit dem Kopf zuerst schlug er hinein, denn so war er von der Trapezstange gerutscht.

Es war ruhig geworden.

Die Stille des Entsetzens hielt die zahlreichen Zuschauer umklammert.

Sie hatten etwas Furchtbares gesehen und konnten es nicht begreifen, aber sie hörten eine Stimme, die durch das Zelt hallte.

»Ich hole mir einen nach dem anderen. Shimadas Geister-Sekte wird ausgelöscht…!«

***

Das letzte Wort echote noch nach. Ausgelöscht…

Ein jeder hatte es gehört, und ein jeder hatte gesehen, wie ernst es diesem Mörder damit war.

Zwei Artisten lagen regungslos im Netz, der dritte hatte sich über den Rand geschwungen und irgendwo zwischen den Zuschauern eine Deckung gefunden, auch für die Gestalt nicht mehr sichtbar, die leider nur einen Teilerfolg erzielt hatte. Sie wollte alle drei töten. Jetzt aber

musste sie sehen, dass sie wegkam. Gesehen werden wollte sie auf keinen Fall.

Als sie nach unten kletterte, löste sich die Erstarrung der Zuschauer.

Plötzlich waren erste Entsetzensschreie zu vernehmen. Die meisten Gäste sprangen in die Höhe, und sie wollten dorthin laufen, wo sich die Mittelgänge befanden.

Klar, dass sie sich gegenseitig ins Gehege kamen. Sie schubsten und drängten, keiner nahm mehr Rücksicht auf den anderen. Es sah so aus, als würde ein Alptraum Realität. Panik im Zirkus!

Irgendjemand war plötzlich da, der die Initiative ergriff. Aus den Lautsprechern hallte die harte Stimme, die sich verzweifelt bemühte, die Leute zu beruhigen.

»Ruhe bewahren, bitte bewahren Sie Ruhe! Es ist alles vorbei. Sie brauchen keine Angst zu haben…«

Niemand hörte auf den Sprecher. Vater und Mütter fassten ihre Kinder.

Man drängte zu den Ausgängen, das Zelt war erfüllt von den Schreien der Leute, und jeder schien zu wissen, dass sich zwei Artisten nie mehr erheben würden.

Die Gestalt hatte es gut. Für sie war dieses Chaos genau richtig. Sie ließ auch die anderen Menschen vorlaufen und hatte es geschafft, sich mit dem Rücken an die Plane zu pressen. Die Gestalt wartete. Menschen huschten an ihr vorbei. Hin und wieder konnte sie Blicke in die Gesichter werfen, die von der Angst gezeichnet waren.

Man konzentrierte sich nicht mehr allein auf den Haupteingang, sondern rannte auch woanders hinaus. Hintereingänge wurden benutzt, man hatte die Notausgänge geöffnet, so dass es den Gästen gelang, das Zelt zu verlassen, ohne Schaden zu nehmen.

Es gab keine Verletzten. Die Flucht verlief sogar relativ geordnet.

Und auch die Gestalt zog sich zurück. Sie war überhaupt nicht mit sich zufrieden. Ihr Ziel war es gewesen, alle drei Yagani-Brothers auszulöschen. Aber einer lebte noch.

Dennoch war sie sicher, den dritten zu finden. Keiner durfte überleben.

Shimadas Geister-Sekte musste vernichtet werden.

Zusammen mit den anderen Zuschauern wurde die Gestalt in einer Woge von Menschenleibern aus dem Zeltgespült, wo die Dunkelheit der Nacht ihr Schutz gab.

So wie die Gestalt aufgetaucht war, verschwand sie auch wieder…

***

Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass mir der Schlaf noch in den Augen klebte, deshalb rieb ich sie mir, als ich mit meinem Freund und Kollegen Suko das Zelt betrat. Es ist eben nicht jedermanns Sache,

kurz nach Mitternacht aus dem ersten tiefen Schlaf geholt zu werden.

Das hatte unser Chef, Sir James, getan. Wir erfuhren, dass zwei Morde passiert waren und wir uns die Leichen einmal ansehen sollten.

Vor dem Zelt trafen noch weitere Wagen der Mordkommission ein. Ich sah auch Uniformierte, die Wache standen, uns aber passieren ließen, weil sie uns kannten.

Wir betraten das große Zelt und blickten in die Manege, über der noch das Netz hing. Es schimmerte im hellen Licht der Scheinwerfer. Unter dem Netz lagen die beiden Toten, umringt von den Mitgliedern der Mordkommission. Geführt wurde diese von Inspektor Kearny, einem noch jungen Mann, der mit einem Herrn sprach. Kearnys Gesprächspartner schien der Zirkusdirektor zu sein. Jedenfalls war er so angezogen.

Frack, Glitzerhemd, Handschuhe und Zylinder.

»Sollen wir?« fragte Suko.

Ich sah ihn an. »Ist mit dir alles okay?«

»Klar. Was denkst du denn?«

»Dann ist es gut.«

Ich erntete von Suko einen langen Blick. Er wusste ebenso wie ich, dass ich meine Fragen nicht umsonst gestellt hatte. Suko war in den letzten Tagen von der Rolle gewesen. Er hatte das Verschwinden seiner Partnerin Shao nicht verkraftet. An ihren endgültigen Tod wollte er nicht glauben, weil ihre Leiche nach der Totenfeier verschwand. So hatte sich Suko von seinen Freunden getrennt und sich auf die Suche begeben. Er wollte Shao finden.

Eine verdammt schwere Aufgabe, aber der Chinese hatte sich nicht unterkriegen lassen. Er war den Spuren gefolgt, ohne allerdings einen Erfolg erreichen zu können, obwohl er es mit allen Mittel versuchte.

Sogar Sir James, unseren Chef, hatte er niedergeschlagen, um sich in den Besitz des Würfels zu bringen.

Durch den Würfel, so glaubte er, würde er es schaffen, die Spur zu Shao zu finden.

Das hatte sich als Irrtum herausgestellt, aber wir hatten, sah man es positiv, so etwas wie einen Hinweis erhalten, denn bei unserem letzten Fall, ein Lord und eine Geister-Lady spielten dabei eine wichtige Rolle, hatte eben diese Geister-Lady Shaos Namen erwähnt. Sie musste die Chinesin, als sie ein Zombie gewesen war, getroffen haben. Die Geister-Lady gab es nicht mehr, so war diese Spur erloschen.

Wir hatten noch eine andere.

Es war ein kleiner Pfeil, abgeschossen von einer Armbrust oder von einem Bogen. Und dieser Pfeil zeigte ein bestimmtes Signet. Auf seiner Spitze befand sich eine knallrote Sonne, eigentlich das Zeichen für Amaterasu, die Sonnengöttin aus der japanischen Mythologie. Die tote oder verschwundene Shao war die letzte in der langen Ahnenreihe der

Sonnengöttin gewesen, und Suko klammerte sich an die Hoffnung, dass es Amaterasu nicht zulassen würde, Shao zu vernichten.

Theorien, Hoffnungen und Hypothesen. Antworten hatten wir leider noch nicht gefunden.

Mein Freund hatte sich auch mit Sir James ausgesprochen. Schließlich war der Superintendent von Suko niedergeschlagen worden, als dieser sich den Würfel besorgte. Sir James war ein verständiger Mensch. Für dieses Vergehen hätte Suko entlassen werden können, doch Sir James hatte versprochen, darüber nicht mehr zu reden. [1]

Und der Würfel befand sich nach wie vor in Sukos Besitz.

Inspektor Kearny hatte uns gesehen, als er sich umdrehte. Er schaute noch einmal genauer hin und winkte uns dann zu. Auch der Zirkusdirektor sah auf.

»Lass uns gehen.«

Gemeinsam schritten wir in die Manege, die mit Sand und Holzspänen aufgefüllt worden war. Unsere Füße versanken bis zu den Knöcheln darin. Typischer Zirkusgeruch umgab uns, und wir spürten auch die Wärme der Scheinwerfer.

»Da sind ja die Experten«, sagte Inspektor Kearny. Es war nicht herauszuhören, ob er es spöttisch gemeint hatte.

»Hallo«, sagte ich.

Suko nickte nur.

Kearny war ein drahtiger Mensch. Er trug eine helle Lederjacke und eine Hose mit Karomustern. Nach einem Leiter der Mordkommission sah er nicht aus.

»Darf ich Ihnen den Chef des Ladens vorstellen, Mr. Sinclair? Das ist James F. Gardener.«

»Vom Zirkus Gardener?« fragte ich nach.

Der Direktor nickte. Er war blass im Gesicht. Auf seinen Wangen wuchsen dunkle Bartschatten, unter den Augen lagen Ringe. Insgesamt machte er einen etwas hilflosen Eindruck.

Bevor wir uns die Leichen ansahen, wollte ich hören, wie es passiert war.

»Das kann Ihnen Mr. Gardener am besten selbst erklären«, meinte Inspektor Kearny. »Er hat alles gesehen.«

»Stimmt das?« fragte ich.

»Ja, ja«, erwiderte der Direktor schwach und wischte unter dem Zylinderrand über seine Stirn. »Ich sah es tatsächlich. Ich beobachte immer die Vorstellung…«

»Und?«

Er hob die Schultern. Die Geste wirkte hilflos. »Es ist einfach schrecklich gewesen, wenn Sie wissen, was ich meine. Die beiden Artisten sind während ihrer Arbeit ermordet worden.«

»Das heißt, am Trapez?«
»Ja und in der Luft.«
»Wie das?« fragte Suko.
Wir bekamen in den nächsten drei Minuten einen ziemlich genauen Bericht, auch wenn der Mann schrecklich nervös war und noch immer unter dem Eindruck der furchtbaren Taten stand.
»Wie starben sie?« fragte ich.
Inspektor Kearny gab die Antwort. »Das sollten wir uns am besten selbst ansehen.«
»Gut, wie Sie meinen.«
Man hatte die beiden Artisten unter dem Netz nebeneinander gelegt. Sie lagen im weichen Sand der Manege, und als wir sie sahen, erschraken wir beide.
Die Männer waren, das sahen wir trotz der Kostüme, dunkelblau angelaufen. Ihre Haut schimmerte unnatürlich, und ich hatte das Gefühl, als wäre sie klumpiger geworden.
Ich ging in die Hocke. Auch Suko kniete sich hin. Gemeinsam strichen wir über die Haut, wollten sie auch eindrücken und gewannen den Eindruck, dass sie sich verhärtet hatte.
»Als bestünde sie aus Metall«, sagte der Inspektor leise.
»Ja, das meine ich auch.«
Kearny hatte unseren Dialog mitbekommen. Er trat näher. Mit den Fußspitzen stäubte er Sand hoch. »Wir stehen vor einem Rätsel, selbst unser Arzt weiß nicht mehr weiter. Er nimmt an, dass sich das Blut verändert hat. Vielleicht ist es geklumpt und hat sich verhärtet. Genaueres wird die Obduktion ergeben.«
»Natürlich.«
Wir sahen uns die Gesichter an. Die Toten waren Japaner. Ich fragte den Zirkusdirektor, ob ihm noch etwas aufgefallen war.
»Ja, der Mörder hat was gesagt. Er sprach von einer Geister-Sekte, die er auslöschen wollte. Einen nach dem anderen wollte er sich holen. Dabei fiel auch ein Name. Shamido oder so ähnlich.«
»Davon haben Sie mir nichts gesagt«, beschwerte sich Kearny.
»Es fiel mir gerade ein.«
Ich dachte an den Namen. »Kann es auch Shimada gewesen sein?« erkundigte ich mich beim Aufstehen.
Gardener blickte mich starr an. Plötzlich nickte er. »Ja, natürlich, das war es. Shimada.«
»Es ist gut.«
»Wieso?« fragte Kearny. »Können Sie etwas mit diesem Namen anfangen, Mr. Sinclair?«
»Das glaube ich schon.«
»Und?«
Ich hob die Schultern. »Tut mir leid, Kollege, aber das fällt in unseren

Bereich.«

»Wie Sie meinen.«

»Jetzt hätte ich noch eine Frage. Womit sind die beiden Männer getötet worden? Wir sahen zwar die Wunden, konnten aber nicht genau erkennen, welcher Gegenstand sie hinterlassen hat.«

»Augenblick.« Kearny drehte sich um und winkte einen Helfer zu sich heran. »Kommen Sie doch mal her, Matt.«

Der noch junge Mann hatte dem Gespräch zugehört und brachte die Gegenstände, die zum Tod der beiden Artisten geführt hatten, gleich mit.

Sie befanden sich in einer kleinen Plastiktüte, die er Suko in die Hand drückte. Mein Freund hielt sie so, dass auch ich sie erkennen konnte. Ich wurde ebenso blass wie Suko.

»Du weißt Bescheid?« fragte mich der Chinese.

»Und wie!«

In der Tüte befanden sich zwei kleine Pfeile. Und beide zeigten auf ihrer Spitze die blutrote Sonne…

***

Wir sprachen nicht miteinander. Ein jeder hing seinen Gedanken nach.

In Sukos Gehirn arbeitete es. Seine Wangen zuckten. Es war klar, dass er an Shao dachte.

»Das Zeichen der Sonnengöttin«, hauchte Suko. »Verdammt noch mal. Es begegnet uns überall.«

»Und bestimmt nicht ohne Grund.«

»Was sagen Sie da?« erkundigte sich Inspektor Kearny, doch wir kümmerten uns nicht um ihn. Suko hatte sich umgedreht. Er trat so rasch auf den Zirkusdirektor zu, dass dieser es mit der Angst zu tun bekam und einen raschen Schritt zurückwich.

»Was… was wollen Sie denn?«

»Ihnen nur eine Frage stellen«, erklärte der Inspektor. »Haben Sie gesehen, wer diese Pfeile abgeschossen hat?«

»Sie meinen den Mörder?«

»Genau.«

»Nein, Sir, nein. Wir alle waren zu überrascht.«

Ich runzelte die Stirn, bevor ich mich an Kearny wandte. »Konnten Sie nicht feststellen, aus welcher Richtung die Pfeile geschossen worden sind?«

»Nur ungefähr.« Er drehte sich und streckte seinen Arm aus. Die Spitze des Zeigefingers wies dorthin, wo sich eine Plattform befand. »Da ungefähr muss der Killer gestanden haben.«

»Und es war an dieser Stelle dunkel?«

»Natürlich. Die Scheinwerfer verfolgten wohl nur den Weg der

Artisten. War es so, Mr. Gardener?«
»Ja. Leider muss man in diesem Fall sagen. Es tut mir leid, ich hätte es auch gern anders gehabt, aber so…«
»Schon gut, Mister«, sagte ich und deutete auf die beiden Toten. »Auf sie will ich noch einmal zurückkommen. Niemand tötet ohne Motiv. Auch dieser Mörder muss eines gehabt haben. Könnten Sie uns da auf die Sprünge helfen?«
Gardener schaute uns an, bevor er die Schultern hob. »Ich habe keine Ahnung.«
»Überlegen Sie. Was ist Ihnen von den Leuten bekannt?«
»Sie waren Brüder.«
»Drei«, präzisierte unser Kollege Kearny.
»Und der dritte lebt noch?« fragte Suko.
»Ja.«
»Wo befindet er sich jetzt?«
Gardener blickte den Chinesen an. »In seinem Wohnwagen, wo sonst? Ich habe ihn zumindest dort hineingehen sehen. Er wollte mit seinem Schmerz allein sein.«
»Das kann ich verstehen«, sagte ich und führte das kleine Verhör weiter.
»Wie lange kennen Sie die Leute schon?«
Gardener hob die Schultern. »Nun, wann sind die Yagani-Brothers zu uns gekommen? Erst in dieser Saison. Wir haben sie engagiert. Ich war in Japan. Dort traten sie in einem japanischen Zirkus auf. Von ihrer Kunst war ich so begeistert, dass ich ihnen auf der Stelle einen Vertrag anbot, den sie auch unterschrieben.«
»Das ist schon mal was. Sind diese Brüder besonders aufgefallen? Was können Sie mir über ihr Benehmen sagen?«
Gardener wand sich wie ein Wurm an der Angel. »Ich weiß nicht, was Sie wollen. Ich kümmere mich nicht um das Privatleben meiner Mitarbeiter, es sei denn, es besteht ein Grund. Aber der bestand nicht. Die Yagani-Brothers lebten völlig normal. Vielleicht ein wenig zurückgezogen, ansonsten kann ich nichts über sie sagen. Wirklich nicht, Inspektor.«
»Das ist nicht viel«, meinte Suko. »Sie haben auch nie im Vorleben der Brüder nachgeforscht?«
»Weshalb sollte ich?«
»Ja, da haben Sie recht. Weshalb sollten Sie?« Suko räusperte sich, bevor er sich an den Kollegen wandte. »Haben Sie schon mit dem dritten der Brüder geredet?«
»Nein. Wir sind bisher noch nicht dazu gekommen. Er hält sich ja in seinem Wohnwagen auf.«
»Da gehen wir hin«, entschied ich.
»Gute Idee«, sagte Kearny, der mitwollte, aber ich schüttelte den

Kopf.
»Tut mir leid, aber wir möchten gern allein mit dem Mann sprechen.«
»Aus welchem Grund?«
»Sie wissen, wer wir sind und mit welchen Aufgaben wir uns beschäftigen. Es ist wirklich besser, wenn wir den Fall…«
Er winkte ab. »Ja, ich verstehe schon, Mr. Sinclair. Meinetwegen gehen Sie hin und tun Sie, was Sie wollen.«
Ich legte dem Kollegen die Hand auf die Schulter. »Nehmen Sie es nicht persönlich, aber es ist nun mal unser Job.«
»Klar, das hat sich mittlerweile herumgesprochen.«
Suko hatte sich erkundigt, wo wir den Wohnwagen der Brüder finden konnten. Ich hörte noch, wie er eine Begleitung des Zirkusdirektors ablehnte.
»Außerdem habe ich einen uniformierten Kollegen als Wächter abgestellt«, erklärte Kearny. »Er steht vor der Tür.«
»Danke.«
Man hatte die hellen Lichter am Eingang ausgeschaltet. Es brannte nur noch die Notbeleuchtung. Suko ging schweigend und mit gesenktem Kopf neben mir her. Manchmal zuckten seine Lippen, als wollte er etwas sagen.
»Woran denkst du?« fragte ich ihn.
»An die Pfeile.«
»Sicher. Schon wieder. Wie bei der Geister-Lady.«
»Und wer hat sie abgeschossen?«
»Ich weiß es nicht. Es wird schwer sein, eine Verbindung zwischen der Geister-Lady und diesen Artisten herzustellen.«
»Falls es überhaupt eine gibt.«
»Wenn nicht, würde das bedeuten, dass dieser Killer wahllos mordet.«
Suko blieb stehen. Wir hatten die Wohnwagen fast erreicht. Sie standen auf einem kleinen Platz. Jenseits davon und durch einen Zaun getrennt, sahen wir die Käfigwagen der Raubtiere. Dort herrschte Ruhe. Über uns lag der dunkle Nachthimmel. Wenn der Wind uns traf, brachte er den strengen Raubtiergeruch mit.
Mein Freund hob die Schultern. »Ich weiß nicht, wie du darüber denkst, John, aber ich würde die unbekannte Person nicht als einen einfachen Killer bezeichnen.«
»Er hat gemordet.«
»Trotzdem.«
»Als was siehst du ihn dann?«
Suko ließ sich etwas Zeit mit der Antwort und warf dabei einen Blick in den dunklen Himmel. »Vielleicht als einen Rächer. Ja, als einen Rächer, der abrechnen will. Hat er nicht von Shimada gesprochen, von einer Geister-Sekte, die er führen soll?«

»Das sagte Gardener.«

»Ich glaube kaum, dass er sich so etwas aus den Fingern gesogen hat, John. Nein, da kommt etwas auf uns zu.«

»Das befürchte ich auch. Ich hoffe aber, dass uns der dritte Bruder etwas sagen kann.«

»Wenn er tatsächlich dazugehört, wird er kaum reden«, erklärte Suko.

»Japaner sind anders. Sie sind verschlossen. Ihre Probleme machen sie unter sich aus. Du wirst es nicht schaffen, ihn zum Reden zu bewegen.«

»Was ich trotzdem versuchen kann.«

»Sicher.«

Wir gingen weiter. Dabei mussten wir achtgeben, dass wir nicht über die auf dem Boden liegenden Kabel und Schläuche stolperten.

Der Wohnwagen der Yagani-Brüdern stand ein wenig abseits und quer zu den anderen. Er fiel nicht weiter auf, war weder größer noch kleiner als die übrigen.

Suko, der schärfere Augen hatte als ich, schüttelte plötzlich den Kopf.

»Hat da nicht ein Polizist an der Tür Wache halten sollen?«

»Ja.«

»Ich sehe ihn nicht.«

»Stimmt, aber im Wagen brennt Licht.« Durch ein Fenster sickerte ein fahler Schein.

»Vielleicht ist er hineingegangen«, vermutete Suko.

»Was hätte er für einen Grund haben sollen?«

»Sehen wir nach.«

Das Verschwinden des Polizisten bereitete uns einige Sorgen. Deshalb änderten wir unseren Plan und klopften nicht an die Tür. Zuvor wollten wir den Wohnwagen einmal umrunden.

Suko war vorgegangen - und blieb plötzlich stehen, denn direkt unter dem Fenster lag ein dunkler, zusammengekrümmter Körper auf dem Boden und rührte sich nicht.

Ich bückte mich schneller als Suko, streckte meine Hand aus und fühlte an den Fingern eine klebrige Nässe, als ich über die Kleidung des Mannes strich.

Licht brauchte ich nicht, um zu wissen, was meine Finger so befeuchtet hatte. Es war Blut!

***

Suko stand noch neben mir. Ich hörte ihn atmen. Langsam drückte ich mich hoch und drehte meine Hand so, dass er die benetzte Fläche sehen konnte.

»Blut, John?«

»Ja.«

»Dann ist er tot?«
»Ich weiß es nicht genau, aber ich schaue nach.«
»Okay, ich passe auf.«
Wir hatten beide ein ungutes Gefühl. Es war doch besser, wenn Suko achtgab und mir den Rücken freihielt. Aus der Tasche holte ich die kleine Lampe und leuchtete die Gestalt ab.
Der Polizist war tot. Das erkannte ich, als der bleiche Lichtfinger in sein starres Gesicht mit den weit geöffneten Augen fiel. Der Mund war verzerrt und zeigte einen letzten Schmerz, den er gespürt haben musste.
Dieser Mann war nicht durch einen Pfeil getötet worden. Die Wunde in seiner Brust war wesentlich größer. Ein langer und auch breiter Gegenstand musste sie hinterlassen haben.
Ich tippte dabei auf ein Messer, stemmte mich wieder hoch und sah meinen Freund an.
»Nichts mehr zu machen«, flüsterte ich.
Suko ballte die Hände. »Wer?« fragte er.
»Der Killer mit den Pfeilen?«
Mein Freund schüttelte den Kopf. »Das will ich nicht glauben.« Er hob seinen Arm, spreizte den Daumen ab und deutete auf den Wohnwagen.
»Vielleicht sollten wir uns um ihn kümmern.«
»Welches Motiv sollte er gehabt haben, die Person umzubringen, die ihn bewachte?«
Suko hob die Schultern. »Ich weiß es nicht, aber ich traue niemandem mehr in diesem verdammten Spiel. Hier läuft etwas, gegen das wir uns nicht wehren können.« Er ballte die rechte Hand. »Ich sehe alles in einem Zusammenhang mit Shaos Verschwinden.«
Suko hatte nicht von ihrem Tod gesprochen, nur Verschwinden gesagt.
»Gut, sehen wir uns den Knaben einmal an.«
Suko drehte sich um. Er ging schneller als ich, trotzdem war von seinen Schritten nichts zu hören. Mein Freund konnte sich anschleichen wie ein Indianer.
Vor der Eingangstür blieben wir stehen. Auch sie machte einen völlig normalen Eindruck, war verschlossen, und nichts wies darauf hin, dass hinter der Tür ein Killer lauerte.
Ich nickte Suko zu, weil ich ihm den Vortritt überlassen wollte. Mein Partner verstand, setzte sich schon in Bewegung und blieb nach einem Schritt abrupt stehen.
Etwas Schreckliches geschah und kam über uns wie ein grauenhafter Wirbelsturm…

***

Er hatte seine Brüder fallen und sterben sehen. Er selbst war den Killerpfeilen entkommen und hatte den Trubel und das Chaos ausgenutzt, um zu verschwinden.

Er wusste nicht, wer ihn gefunden hatte, aber ihm war klargeworden, dass die Tarnung nichts mehr nutzte.

Man hatte sie entdeckt!

Und man killte gnadenlos. Zwei waren gestorben, er hatte entwischen können, und er wusste, was er zu tun hatte. Am liebsten wäre er direkt nach dem Mordanschlag verschwunden und hätte Gegenmaßnahmen ergriffen, aber das wäre zu auffällig gewesen. So ging er dorthin, wo sein Cape lag, das er überstreifte und sich dann in eine Lücke duckte, von wo aus er in die Manege blicken konnte und auch die Zuschauer sah, die sich aus dem Staub machten.

Der Artist kannte die Spielregeln. Die Polizei würde erscheinen und nach ihm suchen.

Er würde sich freiwillig stellen, aber nicht die Wahrheit sagen, das stand fest. Und so wartete er.

Als sich das Zelt geleert hatte und nur noch die entsetzten Angestellten des Unternehmens zurückgeblieben waren, verließ der dritte der Yagani-Brüdern seine Deckung und betrat die Manege. Mr. Gardener, der Direktor, entdeckte ihn sofort.

»Sie leben!« schrie er und rannte auf ihn zu.

Was danach geschah, kam ihm vor wie ein Traum. Er hatte sich auf eine Kiste gehockt, war von Gardener bemuttert worden und hatte auf seine Fragen nur mit einem stereotypen »Ich habe keine Ahnung« geantwortet.

Dann war die Polizei erschienen. Yagani hatte den Geschockten und Entsetzten gespielt, sogar geweint, und er hatte die Polizisten davon überzeugen können, dass man ihn bis zum Verhör allein ließ.

Ein Polizist hatte ihn bis zu seinem Wohnwagen begleitet. Ein Mann um die 30, der auch nicht wusste, was er Tröstendes sagen sollte. Als Yagani die Tür zum Wagen öffnete, war ihm erklärt worden, dass der Mann Wache halten wollte.

»Ja, ich danke Ihnen«, antwortete der Artist mit gebrochen klingender Stimme.

Kaum hatte er die Tür hinter sich geschlossen, als er sich regelrecht verwandelte.

Ein Generator lieferte den Strom für die Wohnwagen. Auch bei Yagani brannte die Leuchte an der Decke. Er hatte kein helles Licht haben wollen, im trüben Schein fühlte er sich wohler.

Die Einrichtung des Wagens erinnerte an japanische Wohnungen. Ein niedriger Tisch, zwei Sitzkissen, eine Matte. Die Schlafstätten im hinteren Teil bestanden nur aus Strohmatten. Sie lagen vor der durch einen Vorhang abgedeckten Waschecke.

Durch die Gestalt des Artisten ging ein Ruck. Er schleuderte sein Cape von sich und schüttelte sich dabei, als hätte man Wasser über seinen Körper gegossen.

Das Gesicht wurde zur Maske, die einzelnen Züge schienen regelrecht einzufrieren. Er ging zu der flachen Truhe, deren Deckel durch ein Schloss verriegelt war.

Vor der Truhe bückte er sich. Das Schloss hatte eine Kombination, die nur ihm und seinen Brüdern bekannt war. Er stellte sie ein und konnte den Deckel ohne Mühe hochklappen.

Ein fast stöhnender Atemzug drang über seine Lippen, als er sich den Inhalt anschaute. Da das Deckenlicht in die Truhe hineinfiel, glänzten die drei Klingen der Kampfschwerter. Sein Gesicht spiegelte sich in den dicht nebeneinander liegenden Klingen. Es sah ungewöhnlich verzerrt aus und gab seine innere Stimmung und Unruhe zurück.

»Ich weiß!« flüsterte er mit kaum zu verstehender Stimme, »dass zwei von uns getötet wurden, aber ich weiß auch, dass Shimada uns nicht im Stich lassen wird. Die Grenzen wurden geöffnet. Susanoo schickte seine Helfer, Shimada steht auf seiner Seite, und wir haben nicht umsonst gewartet. Ich werde gehen und eure Mörder holen.«

Nach diesen Worten griff er in die Truhe und holte das erste Schwert hervor. Vorsichtig legte er es neben sich auf den Boden. Mit der zweiten und der dritten Klinge geschah das gleiche.

Aber er war noch nicht mit seiner Arbeit fertig. Unter den Klingen versteckt hatte die flache graue Schale gelegen, die er ebenfalls vorsichtig anfasste und aus der Truhe hob. Sie fand ihren Platz neben den Schwertern.

Jetzt war er bereit.

Der Artist sagte nichts mehr. Er nahm die Schale in beide Hände und stellte sie auf den flachen Tisch in der Mitte des Wohnwagens. Dann ging er wieder zurück und holte das erste Schwert.

Er wirkte wie ein Mann, der sehr viel Zeit hatte und sich auch nicht zu beeilen brauchte.

Vor dem Tisch ließ er sich nieder. Er hockte mit übereinandergeschlagenen Beinen, hatte das Schwert mit der flachen Klingenseite auf seine Oberschenkel gelegt und hielt den Kopf gesenkt.

Der Artist fiel in den Zustand der tiefen Meditation, aus dem er Minuten später sich selbst unsanft hervor riß, die Arme über die Schale streckte und in die Hände klatschte.

Etwas Ungewöhnliches und gleichzeitig Unheimliches geschah.

Innerhalb der flachen Schale puffte plötzlich etwas auf. Ein Feuerstrahl entstand, der fast hoch bis zur Decke schoss, dann aber zusammenfiel und sich auf dem Schalenboden verteilte.

Ein zuckendes, tanzendes, dünn wirkendes Flammenspiel begann. Das Feuer sah wirklich blasser aus als normale Flammen. Es hatte

auch eine andere Farbe. Bläulich und weiß schimmerte es, als würden in seinem Innern zahlreiche Geister wohnen.

Der Japaner blieb so hocken, öffnete den Mund, blickte zur Decke und begann mit einem ungewöhnlichen Singsang. Es waren fast bittende und klagende Laute, die aus seinem Mund drangen, in die Flammen echoten und diese beeinflussten, denn sie änderten ihre Richtung und konzentrierten sich auf einen Punkt.

Es war das Gesicht des Mannes!

Der Japaner stoppte seinen meditativen Gesang und konzentrierte sich allein auf das Feuer.

Er schien es unter seine Kontrolle gebracht zu haben, denn die einzelne Flamme fand zielsicher ihren Weg in den Mund des Mannes.

Der beugte sich dem Feuer entgegen. Er schluckte es, zu erkennen an den Bewegungen seines Halses. Dieser Mensch trank Feuer wie andere Wasser.

Und es gab ihm Kraft. Seine Gestalt wuchs zwar nicht, doch auf irgendeine Art und Weise nahm er eine innere Größe an. Zwar behielt er seine Haltung bei, dennoch schien er zu wachsen, und sein Gesicht wurde ungewöhnlich starr.

Die flache Schale war leer. Das Feuer befand sich im Leib des Mannes, und der Japaner senkte den Kopf, wobei er seine Augen schloss, um sich voll und ganz der Meditation hinzugeben.

So blieb er hocken. Minuten verrannen. Unter der Decke brannte das Licht und beleuchtete den einsam dasitzenden Mann mit seinem weichen Schein. Es schuf auch einen Schatten, der sich als Ebenbild des Menschen auf dem Boden abzeichnete.

Plötzlich durchlief ein Zucken seinen Körper. Es begann in der Höhe der Schultern, fand einen Weg, erfasste sogar die Beine und schüttelte sie durch.

Das hielt nicht lange an, denn einen Augenblick danach jagte er plötzlich in die Höhe.

Dabei stieß er einen lauten Ruf aus, der sich mit der Flammenwolke vermischte, die aus seinem offenen Mund drang. Das Feuer fauchte durch den Wagen, es drehte sich zu einem bläulichen Kreis, der sich sofort wieder auflöste und als Hauch im Mund des Japaners verschwand.

Der Mann schüttelte sich. Schweiß rann von seiner Stirn. Der Mund war verzerrt. Er gab Laute von sich wie ein Tier, öffnete und schloss die Hände, packte seine Klinge und drehte sie um die Hand.

Das Schwert wirbelte, sprang förmlich von einer Handfläche gegen die andere, kippte in der Luft, wurde wieder aufgefangen, bevor das Spiel von vorn begann.

Dann flog die Tür auf.

Plötzlich stand der Polizist auf der Schwelle. Er hatte die Geräusche

vernommen und sich Sorgen gemacht.

Was er sah, war der huschende Schatten des Mannes und ein blitzendes Etwas, das genau auf ihn zuraste.

Er wollte noch schreien, doch er brachte keinen Ton mehr hervor. Die Klingenspitze durchbohrte seine Brust, und der Mann taumelte rückwärts über die Türschwelle nach draußen.

Yagani hatte den Schwertgriff nicht losgelassen. Er beobachtete, wie der Polizist es noch schaffte, die Stufen zu nehmen, sich dann drehte und mit torkelnden Schritten an der rechten Seite des Wohnwagens verschwand. Das letzte, was der Artist von ihm vernahm, war der dumpfe Aufprall, als der tote Körper zu Boden fiel.

Der Artist zog die Tür zu. Über den ruchlosen Mord dachte er nicht länger nach. Er war ein anderer geworden, ein Rächer, einer, der kaum besiegt werden konnte, denn er hatte vom Feuer des Lebens getrunken, das Shimada persönlich geweiht hatte.

Für einen Moment senkte er den Kopf und blickte auf die Mordklinge.

Um seine Lippen huschte ein Lächeln. Er dachte daran, dass er es geschafft hatte.

Ja, er hatte es geschafft. Andere würden es sicherlich ebenfalls versuchen, wenn sie Kontakt mit ihm, dem großen Shimada bekamen, aber er und seine Brüder hatten sich ihm geweiht.

Sie aber waren tot.

Erstand allein, und er drehte sich scharf um, weil er dorthin gehen wollte, wo die beiden anderen Klingen lagen, die seine Brüder nun nicht mehr führen konnten.

Auch sie hob er auf, schaute sie erst an, bevor er sie mit seinen Lippen berührte.

Es war das Versprechen der Rache.

Das Feuer hatte ihn nicht nur stark gemacht, sondern ihm auch den Blick für gewisse Dinge geöffnet, die ihm vorher verschlossen gewesen waren. Es kam ihm vor, als könnte er durch verschlossene Türen und Mauern schauen, und als sich seine Haltung spannte, da wusste er, dass sich eine Gefahr näherte.

Noch hörte er nichts. Er fühlte sie nur. Es war ihm, als würden Wellen ankommen und ihn berühren.

Jemand befand sich in der Nähe.

Yagani ließ das Licht brennen. Er wollte kein Misstrauen erregen, wenn er es löschte. Aber er schlich zum Fenster und schaute seitlich durch den Spalt zwischen Wand und Vorhang.

Etwas bewegte sich in der Nähe. Obwohl er sich sehr anstrengte, konnte er nicht genau erkennen, wer es war. Nur zwei unscharfe Gestalten.

Männer, von denen die Gefahr ausging.

Sie mussten etwas Besonderes sein, sonst wäre er nicht auf diese Art und Weise gewarnt worden.

Er verhielt sich still und zog sich dann wieder zurück, weil er wusste, dass die Männer zu ihm kommen würden. Es blieb ihnen einfach keine andere Möglichkeit, über den Toten mussten sie stolpern.

Yagani lächelte kalt. Auch wenn sie gefährlich waren, er war besser. Das Feuer hatte ihn gestärkt und seine Kraft verzehnfacht. Klein von Gestalt, aber gewaltig in seinen Aktionen. So sah seine Zukunft aus.

Sein sensibles Gehör vernahm ihre Stimme. Er hörte sie miteinander sprechen, auch wenn sie nur leise redeten. Die Stimmen klangen dort auf, wo der Tote lag.

Er ging zur Tür.

Seine Schritte wirkten wuchtig, dennoch waren sie kaum zu hören. Eine Armlänge vor dem Ausgang blieb er stehen und reckte sich so, dass er auf den Zehenspitzen stand.

Jetzt musste es sich zeigen, ob ihn das Feuer des Lebens zu einem Unüberwindbaren gemacht hatte.

In seinem Gesicht vereisten die Züge. Die Lippen lagen plötzlich straff aufeinander, als sich in seinem Körper etwas tat. Er vernahm das Brodeln, als würde sein Blut anfangen zu kochen. Die Hitzewellen schössen in seinen Schädel, nahmen von ihm Besitz und erleuchteten von innen seine Haut, die sehr dünn wirkte und einen bläulichen Schein abgab, der auch in den Augen tanzte.

Aber die Flammen wollten mehr. Sie verließen seinen Körper, ohne ihn zu verbrennen, und hüllte die Gestalt des Artisten ein wie einen dünnen, blassen Mantel.

Es war soweit.

Das Schwert hielt er in der Rechten. Yagani fixierte die Tür. Er wusste genau, dass er sie nicht zu öffnen brauchte, weil er sie auch so durchbrechen konnte.

Das tat er.

Mit einem Sprung wuchtete er seinen Körper gegen die Tür, die plötzlich kein Hindernis mehr war, so dass Yagani hindurchbrach, als bestünde sie aus Pappe.

Einmal hatte er getötet, die nächsten Morde sollten folgen!

***

Er kam, als Suko die Tür öffnen wollte!

Eine furchtbare Erscheinung. Ein Mensch, den blaue Flammen umhüllten, die fauchten und einen schleierartigen Umhang bildeten, der den Killer begleitete.

In der rechten Hand schwang er ein Schwert, wirkte wie ein Gespenst, kam mit den Trümmern der Tür und ließ die mörderische Klinge nach unten sausen.

Selbst durch das Fauchen der Flammen war der Schlag zu hören, der Suko nicht traf und in den Boden vor der Treppe hackte, wo er einen glühenden Spalt riss, denn mein Freund hatte sich mit einem gewaltigen Sprung zur Seite katapultiert, lag am Boden, überrollte sich und kam wieder auf die Füße.

Der Artist aber schrie. Er hielt die Klinge mit beiden Händen am Griff umfasst, drehte sich und schleuderte sie hoch. Hätte ich in seiner Nähe gestanden, wäre ich schnell einen Kopf kürzer gewesen, so aber huschte die Spitze an mir vorbei.

Dennoch musste ich zu Boden. Der Mann glich einem killenden Teufel.

Er führte das Schwert wie ein Künstler. Seine Hiebe waren kaum zu erkennen. Rechts und links fauchten sie heran, von oben nach unten. Es war reine Glückssache, dass ich mich um das Vorderteil des Wagens herumdrehen und an die Seite retten konnte.

Der Artist gab nicht auf. Er schlug weiter, und er ging dabei den direkten Weg, denn er donnerte die Klinge gegen die Kante des Wohnwagens, die dieser Attacke nicht standhalten konnte.

Mir flogen plötzlich die Trümmer entgegen. Ich rannte zur Seite, um von den Holzstücken nicht getroffen zu werden, hörte ein grauenvolles, düsteres Lachen und bekam mit, wie der Japaner herumfuhr, weil sich Suko an ihn herangeschlichen hatte.

Meinem Freund war Zeit genug geblieben, die Dämonenpeitsche zu ziehen und ausfahren zu lassen.

So war er schlagbereit.

Doch Yagani roch die Gefahr. Er sprang in die Höhe und gleichzeitig herum.

Die Killerklinge machte die Bewegung mit. Suko hatte geahnt, was ihn erwartete, und sich in einer entsprechenden Entfernung aufgehalten, so dass es ihn nicht erwischte. Er kam auch nicht zum Schlag, dafür trieb ihn Yagani in die Enge.

Mein Freund musste zurück. Mit dem Rücken rammte er gegen einen in der Nähe stehenden Wagen, holte zusätzlich seine Beretta hervor und sah dann, wie sich der Artist mit einem gewaltigen Sprung in die Höhe katapultierte und auf dem Dach eines Wagens landete, wo er stehenblieb, sich drehte und weiter zum nächsten sprang.

Ich hatte mich auch wieder fangen können, gab Suko Zeichen und schrie ihm zu, den Kerl zu verfolgen.

Beide rannten wir hinter ihm her. Nur befanden wir uns auf dem Boden, während Yagani auf den Dächern der dicht zusammenstehenden Wagen herumturnte und auch verdammt schnell war, so dass sich die Distanz zwischen uns vergrößerte.

Wären wir auf einen solchen Angriff gefasst gewesen, hätten wir ihn stoppen können, so aber war unser Schreck zu groß gewesen. Zudem

hatten wir uns in Sicherheit bringen müssen.

Yagani lief in eine Richtung, die mir überhaupt nicht gefiel. Wenn er sie beibehielt, würde er bei den Raubtierkäfigen landen, und das konnte mehr als gefährlich werden.

Deshalb beeilten wir uns, ihn einzuholen, aber er war einfach zu schnell.

Vor den Käfigen würden wir ihn nie und nimmer stellen können.

Nicht nur wir hatten ihn gesehen, auch andere waren inzwischen aufmerksam geworden. Die Arbeiter, die dabei waren, schon einige Wagen vollzuladen. Sie hörten die Geräusche, denn der veränderte und fliehende Artist benahm sich wie ein Wahnsinniger.

Mit der Klinge zerstörte er und hämmerte er das weg, was ihm im Wege stand.

Ohne Rücksicht auf Verluste ging er vor. Einmal jagte ein Funkensprung wie ein Regen in die Dunkelheit der Nacht, als er eine Leitung erwischt hatte und nahe des Zelteingangs die Lichter erloschen.

Wir hörten fremde Stimmen. Sie schrien sich etwas zu. Jemand löste sich vom Eingang und wollte Yagani den Weg abschneiden, doch mein Warnruf stoppte ihn.

Der Veränderte hatte inzwischen den Zaun erreicht, der den Platz in zwei Hälften teilte. Noch stand er auf einem Wagendach, drehte sich jetzt um und suchte uns.

Ob er uns gefunden hatte oder nicht, war nicht festzustellen, jedenfalls blieb er keine Sekunde länger auf dem Dach stehen und sprang mit einem gewaltigen Satz dorthin, wo sich die Raubtiere in ihren Käfigwagen befanden und die Gefahr spürten. Sie wurden unruhig.

Die Stimme eines Mannes schrillte fast so laut wie das Heulen einer Sirene. »Um Himmels willen, was macht der da? Die Tiere, sie werden verrückt! Sie werden…«

Ein Lachen unterbrach ihn. Der Artist hatte es ausgestoßen. Noch immer stand er inmitten der blauen Flammenwand und drehte sich um seine eigene Achse, während er das Schwert über seinen Kopf schwang, als wollte er mit der Klinge das Feuer regelrecht zerschneiden.

Sekunden später bewegte er sich sprunghaft auf den ersten Käfigwagen zu, der an seiner Vorderseite ein Gitter hatte. Yagani drehte sich wieder und schlug mit der Klinge gegen die einzelnen Stäbe. Er ließ sie daran entlangratschen, und bei jedem Treffer sprühten gelbrote Funken auf, so dass die Löwen dahinter fast verrückt wurden.

Prächtige Raubtiere, die die Köpfe schüttelten, die Mäuler weit aufrissen und ein grollendes Fauchen von sich gaben, das über den

Platz hallte.

Der Löwe sprang gegen die Stäbe. Tatzen schlugen durch die Zwischenräume, aber Yagani war so nicht zu erwischen. Außerdem hatte er bereits seinen Standort gewechselt und war hinter dem Käfig verschwunden.

Uns war es gelungen, das Gitter zu erreichen. Dort blieben wir stehen, auch deshalb, weil einige Leute auf uns zuliefen. Allen voran der Inspektor und an seiner Seite der Zirkusdirektor.

Gardener war völlig aus dem Häuschen. Er fuchtelte mit den Armen.

Sein Gesicht war verzerrt, er schrie und deutete mal auf uns, dann wieder auf den Platz hinter dem Gitter.

»Was ist denn?« rief ich ihm entgegen.

»Gehen Sie nicht, bitte. Die… die Tiere sind außer Rand und Band. Sie würden Sie zerfetzen, wenn Sie ihnen zu nahe kommen.«

»Okay, wir sehen uns vor.«

Kearny drängte Gardener zur Seite. Das Gesicht unseres Kollegen war verschwitzt. »Verdammt noch mal, was ist hier eigentlich los? Können Sie uns eine Erklärung liefern?«

»Nein, das kann ich nicht.«

»Und weshalb nicht?«

»Weil wir es selbst nicht genau wissen, verflucht.«

Er starrte uns an und holte tief Luft. »Ich werde hier noch wahnsinnig. Dieser Mann war oder ist doch Yagani.«

»Ja.«

»Und woher hat er das Schwert?«

»Es lag wohl in seinem Wagen.«

Kearny fuhr herum. »Verflucht, Gardener, weshalb haben Sie uns nichts davon gesagt?«

»Ich wusste es selbst nicht.«

Kearny strich sein braunes Haar zurück. »Okay«, sagte er und nickte.

»Der Mann ist von einem blauen Feuer umhüllt, Sinclair? Oder täusche ich mich da?«

»Nein, Sie haben richtig gesehen!«

»Kann der Kerl nicht verbrennen?«

»Sieht so aus.«

Wir beide hatten laut gesprochen. Mittlerweile trauten sich auch die anderen Künstler aus dem Zirkus näher. Und sie hatten unsere Worte verstanden.

Eine alte Frau begann zu lachen. »Die Zeit des Teufels ist angebrochen!« rief sie und drohte dabei mit dem Zeigefinger. »Ihr habt mich immer ausgelacht, wenn ich darüber sprach. Jetzt aber habt ihr es selbst erlebt! Vielleicht ist es sogar der Teufel, der euch da begegnet ist. Ja, ich rechne fest damit. Das muss der Teufel sein…«

Sie schwieg, weil jemand schrie, sich drehte und uns auf Yagani

aufmerksam machte.
»Da ist er wieder!«
Der Artist hatte das Raubtier-Areal verlassen und befand sich wieder auf unserer Seite. Er war ziemlich weit entfernt, aber wir sahen das blaue Leuchten, das sich in diesem Augenblick mit den Scheinwerferstrahlen eines Streifenwagens vermischte, den sich der Artist als Ziel ausgesucht hatte. Ein Polizist floh. Es war das Beste, was er tun konnte.
Suko und ich rannten gleichzeitig los. Wir stießen uns den Weg frei. Bei guter Sicht sahen wir die hektischen Bewegungen des Mannes, der sein Schwert hochschwang und es dann heruntersausen ließ. In schnellen Abständen krachte die Klinge nicht nur auf das Dach des Wagens, sie zerstörten es auch.
Yagani schlug den Streifenwagen mit seinem Schwert zusammen, und wiederum flogen Fünkchen, die sich blitzschnell zu Flammen ausbreiteten und das schon halb zertrümmerte Gefährt in Brand setzten.
Eine helle Flammeninsel entstand, aus deren Schein der Japaner weghuschte, so dass auch wir ihn nicht mehr sahen.
Wir liefen nicht mehr weiter, denn der Wagen flog vor unseren Augen in die Luft. Er glich einem explodierenden brennenden Ball, dessen flammende Einzelteile in die verschiedenen Richtungen davonflogen.
Wir mussten zurück, denn das brennende Zeug verteilte sich verdammt weit und hätte uns sonst auch noch erwischt. Wir liefen zu den anderen zurück, und der Inspektor schüttelte den Kopf. »Verdammt, das ist wirklich ein Teufel.«
Ich schaute Kearny kurz an. »Sagte ich Ihnen doch. Lassen Sie am besten die Finger von dem Fall.«
Er lachte krächzend. »Wie wollen Sie denn mit diesem Monstrum fertig werden?«
»Ich habe noch keine Ahnung.«
»John, er springt wieder!« Suko hatte es entdeckt, streckte seinen Arm aus, und wir alle sahen, wie der Artist den trennenden Zaun übersprang.
Jetzt befand er sich wieder auf dem Raubtiergelände.
Kearny schüttelte den Kopf. »Der hält uns zum Narren, verflucht. Ich hole Verstärkung.«
»Lassen Sie das, Inspektor!«
»Weshalb sollte ich?«
»Je mehr Menschen sich in seiner Nähe befinden, um so mehr können getötet werden. Wir werden uns um ihn kümmern.«
»Sie wollen diese Bestie stoppen?«
»Zumindest versuchen wir es!« gab ich zurück und nickte ihm zu.

»Drücken Sie uns die Daumen.«

Suko war schon vorgelaufen. Er kletterte wie ein Wiesel an den Maschen des Zauns in die Höhe und schwang sich auf die andere Seite.

Sofort ließ er sich fallen. Jetzt befand er sich nahe des Löwenkäfigs, wo die Tiere noch immer aufgeregt und fauchend hinter den Gitterstäben auf- und abliefen.

Auch ich überwand den Zaun. Es war uns beiden klar, dass wir uns auf einem gefährlichen Gelände bewegten, das dieser Flammenmensch kontrollierte. Und nicht nur Löwen lauerten hinter den Gittern, auch Tiger und zwei gefährliche Braunbären.

Man hatte eine gemischte Raubtiergruppe gebildet. Sie bestand aus zwei Löwen und zwei Tigern.

Und der Dompteur, der wusste, in welcher Gefahr wir uns befanden, wollte uns helfen. »Ich komme zu Ihnen!« rief er von außerhalb des Gitters. Er war ein kleiner hellblonder Mann, der schon Anstalten machte, über die Abtrennung zu klettern.

Als er meine scharfe Antwort vernahm, zuckte er zurück. »Nein, Sie bleiben, wo Sie sind. Das hier ist unsere Angelegenheit. Verstanden?«

»Ja, ja.« Er zog sich zurück, blieb aber so stehen, dass er uns beobachten konnte.

Und wir warteten ab. Wir konnten einfach nichts tun. Unser Gegner hielt sich hinter einem der Käfigwagen versteckt, bis er wieder mit einem gewaltigen Satz auf das Dach eines Wagens sprang, in dem sich die Tiger befanden.

Dort stand er plötzlich, schwang sein Schwert einmal über den Kopf und hämmerte plötzlich zu.

Die Klinge riss das Dach von vorn bis hinten auf und schuf eine breite Lücke.

Als diese geschaffen worden war, DIE drehte der Japaner einen Salto rückwärts und landete sicher auf dem Boden.

Dort blieb er stehen und konnte zuschauen, wie die gewaltigen Tiger ihre Körper in die Höhe wuchteten.

Sie waren gereizt bis aufs Blut, durchbrachen mit ihren Sprüngen das Dach, rissen die Lücke noch größer und landeten inmitten zahlreicher Holzteile auf dem Platz.

Sie standen zwischen uns und dem Japaner, der plötzlich zu lachen anfing und mit seinem gefährlichen Schwert Figuren in die Luft malte.

Das musste die Tiger irgendwie gereizt haben, denn sie griffen nicht uns an, sondern ihn.

Und wir erlebten zum ersten Mal, wie dieser Mann fighten konnte, denn er verwandelte sich in eine regelrechte Kampfmaschine…

***

Angst kannte er nicht!

Eiskalt wartete er ab, bis der erste Tiger so nahe heran war, dass er sich abstoßen konnte.

Und als er sprang, drehte sich auch Yagani. Er wurde zu einem wirbelnden Etwas, eingehüllt in das Feuer der Kraft, aus dem wie ein langer mörderischer Finger das Schwert hervorragte und den Tiger mitten im Sprung regelrecht aufspießte.

Der Artist bewies seine Kraft. Er wuchtete den schweren Tigerkörper in die Höhe, drehte sich dann und schleuderte ihn von der Schwertklinge genau auf uns zu.

Das Tier drehte sich noch in der Luft und hätte uns fast zu Boden gerissen.

Nach verschiedenen Seiten sprangen Suko und ich weg. Der schwere Körper wischte durch die Lücke zwischen uns, klatschte zu Boden, überschlug sich dort und wirbelte Staub auf. Das Tier zuckte noch einmal mit den Pfoten, bevor es still liegenblieb.

Und der Japaner lachte. Rau und hässlich klang es uns aus der Flammenwand entgegen. Er bewegte sich darin wie ein Irrwisch und ebenso schnell seine Klinge, von der das Tierblut wie ein dunkelroter Regen wegflog.

Der zweite Tiger hatte durch den Tod seines Artgenossen insofern etwas »gelernt«, als dass er sich nicht den Japaner als Gegner aussuchte, sondern uns.

Bevor er angriff, schüttelte er seinen mächtigen Körper durch. Ich hatte die Beretta gezogen, Suko ebenfalls, wir hörten zudem die Rufe des Dompteurs, als plötzlich etwas völlig anderes geschah.

Der Artist brüllte noch lauter auf als das Raubtier. Er riss seine Arme in die Höhe, stellte sich auf die Zehenspitzen und sah so aus, als wollte er eine Pirouette drehen.

Das tat er nicht.

Mit ihm geschah etwas anderes.

Er starb!

***

Ich sah ihn noch zusammenbrechen, bevor mein Sichtfeld von dem mächtigen Tigerkörper eingenommen wurde. Mir schien es, als würde der Körper nur aus einem gewaltigen Kopf bestehen, der sich plötzlich vom Boden abhob und auf mich zu wuchtete.

Ich musste ihn erledigen, und zwar mit den ersten Schüssen. Deshalb hatte ich die Combat-Haltung eingenommen. So hatte man es mir beigebracht, und ich zielte sehr genau.

Die Schüsse peitschten.

Dreimal drückte ich ab. Das geweihte Silber jagte in den Körper. Ich sprang nach rechts und rollte mich dann über den Boden.

Es war kein Donner, der meine Ohren traf, dafür das Fauchen der Bestie, die sich fast überschlug, wild um sich hämmerte, durch den Staub gerissen wurde und schließlich liegenblieb, nicht einmal eine Armlänge von mir entfernt.

Keuchend und zitternd kam ich hoch. Ich hörte die wild klingenden Rufe des Dompteurs, der ebenfalls das Gitter überkletterte, an der Innenseite zu Boden sprang und auf den von mir erledigten Tiger zulief. Er fiel neben ihm auf die Knie, streichelte seinen Kopf, und ich sah Tränen in seinen Augen.

Der Mann hatte die Tiere geliebt. Auch mir tat es verdammt leid, aber ich hatte in diesem Augenblick keine andere Wahl gehabt, weil es um mein Leben gegangen war.

Ich ging zu dem Mann, wollte ihn ansprechen, er blickte mir von unten her ins Gesicht und schrie: »Hau ab, du Killer! Geh mir aus den Augen, sonst werde ich dich töten!«

»Sorry!« Ich hob die Schultern und ließ den Mann allein. Auch Inspektor Kearny und Mr. Gardener kletterten über den Zaun, weil sie ebenfalls sehen wollten, was geschehen war.

Das fasste Suko in einem Satz zusammen. »Der Japaner ist tot, John.«

»Und?«

Als zweite Erklärung zeigte mir Suko etwas. Ich nickte, als ich den Gegenstand sah.

»Ich habe den Pfeil aus seinem Rücken geholt«, erklärte Suko. »Wieder eine Tat.«

»Und wir wissen noch immer nicht, wer sie begangen hat.«

Der Inspektor hob nur die Schultern.

Dafür hatte Kearny, unser Kollege, etwas zu sagen. Es waren keine Schmeicheleien, die er uns an den Kopf warf. »Sie allein tragen die Schuld an dem neuen Mord, nur Sie allein.«

»Wieso?«

»Das ist doch klar, Sinclair. Ich hätte das Gelände absperren lassen. Sie waren dagegen. So konnte sich der geheimnisvolle Killer anschleichen.«

»Nein, Mr. Kearny, die Zeit war viel zu kurz. Sie hätten es nie geschafft. Außerdem muss der Täter in der Nähe gelauert haben. Er brauchte nur einen günstigen Zeitpunkt abzuwarten.«

»Das ist Ihre Theorie.«

Ich lächelte knapp. »Sie reden so, als würde Ihnen jemand einen Vorwurf machen. Das stimmt nicht. Was hier geschehen ist, nehme ich auf meine Kappe.«

Kearny nickte heftig. »Das möchte ich auch gemeint haben.«

Gardener hatte sich zurückgehalten. Er sah sehr blass aus. Auch ihm waren die Vorfälle an die Nieren gegangen. Die Polizisten hatten es glücklicherweise geschafft, die Presseleute etwas zurückzuhalten.

Wenigstens kamen sie nicht in unsere Nähe. Aber Wirbel würde es noch geben. Die Todesfälle sollten nicht als Morde in die Öffentlichkeit dringen, sondern als Unglücksfälle behandelt werden.

Unglücklich war auch der Dompteur. Er schaute weinend auf seine prächtigen Tiger, die sich nicht mehr rührten. Hin und wieder sah er mich so scharf an, als wollte er mich ebenfalls töten.

Kearny hatte sich wieder beruhigt und wurde sachlicher. »Können Sie sich vorstellen, wer hinter den Taten steckt?«

Ich hob die Schultern. »Nein, aber ich habe dem Täter schon den Namen Phantom gegeben.«

»Und weshalb die Yagani-Brüdern?«

»Wenn ich das wüsste, wäre ich schlauer.« Ich nickte dem Zirkusdirektor zu. »Sie haben nie erlebt, welchen Kontakt die Brüder zu anderen Menschen hatten?«

Er kam einen Schritt näher. »Nein, Mr. Sinclair. Wie ich es Ihnen schon sagte. Die drei Männer kapselten sich ab. Sie wollten einfach allein sein, das haben wir akzeptiert.«

»Aber sie erwähnten den Namen Shimada.«

Er nickte. »Das ist richtig.«

»Können Sie damit etwas anfangen?«

»Auf keinen Fall.«

Gardener sprach wie ein Automat. Er war noch immer verstört, aber unsere Aufgabe sah ich nicht als beendet an. Jemand hatte ein Tor geöffnet, so dass wir, wollten wir das Gelände verlassen, nicht mehr über den Zaun zu klettern brauchten.

Kearny knetete sein Kinn. »Da Sie sich um den Fall kümmern werden, kann ich ja meine Zelte hier abbrechen.«

»Eigentlich ja.«

»Und wie ist es mit der Presse? Wenn ich gleich an meinen Wagen komme, lauern die Typen da wie die Hyänen.«

»Weiß ich. Stellen Sie alles als Unglücksfall hin. Auf keinen Fall darf an die Öffentlichkeit dringen, was tatsächlich geschehen ist.«

»Gut, ich werde Ihnen den Gefallen tun. Sehen Sie sich hier noch länger um?«

»Das machen wir. Ich will zuvor nur noch einen Blick auf die Leiche werfen.«

»Meinetwegen.« Kearny ging davon und setzte sich mit seinen Leuten in Verbindung.

Ich sah mir den dritten Toten genauer an. Suko stand neben ihm. Er hob den Blick und die Schultern. »Es ist wie bei den ersten beiden, John. Der Pfeil hat getroffen, und die Haut hat sich völlig verändert. Sie ist blau angelaufen und hat sich verhärtet.«

»Shimada«, murmelte ich.

»Wie kommst du darauf?«

»Trägt er nicht auch diese blaue Kleidung und besitzt er nicht ebenfalls die kalten, blauen Augen? Da passt wieder einiges zusammen, wie ich finde.«

»Kann auch Zufall sein.«

»Ja, möglich.«

Ich hatte mich gebückt und drehte die Leiche herum. Der Tote hielt noch immer das Schwert umklammert. Der Griff schien in seiner Hand festgeschmiedet zu sein.

Ich schaute mir die Waffe an. Sie war ein kunstvolles Schmiedewerk. Mit sehr schmaler, aber auch langer Klinge, beidseitig geschliffen und von der Form her ein Samurai-Schwert.

»Eine gute Waffe«, bemerkte Suko.

Ich erhob mich. »Wir sollten den Wohnwagen durchsuchen. Vielleicht finden wir da eine Spur.«

»Auf den Mörder?«

»Das wäre zu schön. Irgendetwas muss es doch im Leben der Brüder gegeben haben, dass sie so reagierten. Da hatte es ein Zusammentreffen gegeben. Man spricht nicht umsonst von Shimada. Möglicherweise finden wir einen Hinweis.«

Zuvor holten zwei Träger die Leiche ab. Sie wickelten sie in eine Plane.

Es gab leider nicht genug Behälter, um auch den dritten Toten dort zu deponieren.

Als sie ihn wegtrugen, fragte Suko: »Rechnest du eigentlich damit, dass er zurückkehrt?«

»Als Zombie?«

»Ja.«

»Das wäre natürlich fatal, aber möglich ist alles. Ich weiß nur nicht so genau, weshalb der Täter gerade diese Pfeile genommen hat, die meiner Ansicht nach von einer Armbrust stammen. Ich rechne auch damit, dass die Spitzen mit einem Gift präpariert worden sind, das absolut tödlich wirkt. Wer diese Männer gejagt hat, muss sie schon sehr hassen, ebenso, wie er Shimada hasst.«

»Yakup Yalcinkaya«, sagte Suko.

»An ihn habe ich auch schon gedacht. Nur ist es nicht Yakups Art, sich eines Feindes auf diese Weise zu entledigen.«

Ich wusste, wovon ich sprach. Yakup gehörte zu den Menschen, die dem Bösen zwar den Kampf angesagt hatten, aber er hielt sich dabei immer an gewisse Spielregeln. Das gehörte einfach zu ihm, und es entsprang auch seiner Erziehung. Er lebte mit einigen Gleichgesinnten in einem Kloster nicht weit von San Francisco entfernt und hatte sich zum Ziel gesetzt, das Grauen um Shimada zu stoppen. Bisher war es ihm nicht gelungen, aber er hatte es wenigstens geschafft, den Dämon zurückzuhalten. »Wer dann?«

»Ich weiß es nicht, Suko. Aber du hast einen Verdacht?«

Da lächelte mein Freund. »Ich denke nach, John, mehr nicht.« Er wechselte das Thema. »Wollten wir uns nicht den Wagen von innen anschauen?«

»Klar.«

Wir gingen hin. Die Tür war noch nicht geschlossen. Aus dem Innern drang Licht. Es fiel auch auf die Stufen. Von den Kollegen sahen wir nichts mehr. Die Tiere hatten sich zum Glück auch beruhigt. Nur hin und wieder hörten wir noch die schrillen Schreie der Affen, wenn sie sich erschreckten.

Suko betrat den Wohnwagen als erster. Wir rechneten auch hier mit einer bösen Überraschung, irrten uns jedoch und durchquerten das sehr einfach eingerichtete Gefährt.

Die Artisten hatten auf Tradition wert gelegt. Sitzkissen, ein niedriger Tisch, eine Matte, zwei Schlafstellen. Ein Vorhang trennte Wohn- und Hygienebereich ab.

Ich sah mir die kleine Dusche an. Sie war so winzig, dass man sich kaum drehen konnte.

Suko räusperte sich. »Zu dritt möchte ich hier auf die Dauer auch nicht immer leben.«

»Stimmt. Nicht einmal zu zweit.« Als ich mich umdrehte, hatte sich mein Freund gebückt. »Sieh dir das an, John.«

»Was ist denn?«

»Hier liegen noch zwei Schwerter. Die haben bestimmt den beiden Brüdern gehört.«

Die Waffen hatten ihren Platz neben einer Truhe gefunden, deren Deckel offenstand. Das Licht war schlecht. Es reichte nicht aus, um die Truhe völlig auszuleuchten, deshalb nahm ich meine Taschenlampe. »Leer.«

»Und was ist das?« fragte Suko. Er hielt eine flache Schale hoch. »Das Metall ist noch ziemlich warm, als hätte in der Schale ein Feuer gebrannt.«

Ich hob die Schultern. »Eine reine Vermutung. Die Brüder scheinen tatsächlich keine Spuren hinterlassen zu haben.«

»Bewusst nicht?«

»Keine Ahnung.«

Ich suchte weiter, durchquerte mit langsamen Schritten den Wohnwagen, schaute in die Ecke, hob die Strohmatten hoch, fand aber nichts. Und ebenfalls nichts in den wenigen Schränken, die sich an einer Wand entlangzogen.

»Da hat niemand Spuren hinterlassen wollen«, bemerkte mein Freund.

»Bewusst?«

»Sicher.«

»Also stehen wir wieder am Anfang.« Ich rieb mein Kinn. »Nur der Täter kann uns weiterhelfen. Es ist die einzige Möglichkeit, die ich sehe.«

»Wie willst du ihn finden?«

»Vielleicht muss ich jetzt auf den Würfel zurückgreifen, den du an dich genommen hast.«

»Den habe ich nicht bei mir.«

»Ich weiß. Es sei denn, du nennst mir die Personen, die mit den Brüdern Kontakt gehabt haben.«

Suko schüttelte den Kopf. »Das kann nicht einmal der Zirkusdirektor.« Er drehte sich um und lehnte sich mit dem Rücken gegen ein freies Stück der Wagenwand.

Er überlegte, das sah ich seinem Gesicht an. Es zeigte einen gespannten Ausdruck. Er wollte mir auch etwas sagen und hatte den Mund bereits geöffnet, als ich ein dumpfes Geräusch hörte, das auch von Suko vernommen worden war. Er wollte einen Kommentar geben, doch seine Gesichtszüge froren plötzlich ein.

Dabei weiteten sich seine Augen, die Mundwinkel zuckten, er wurde bleich und zitterte.

»Was hast du?« fragte ich ihn.

Sukos Stöhnen produzierte bei mir einen kalten Schauer. Er starrte mich mit einem ungewöhnlich leeren Blick an, und durch seinen Körper lief ein Zittern.

Ich ging auf ihn zu, er kippte mir bereits entgegen. Steif wie eine Holzlatte fiel er nach vorn. Zum Glück war ich so nahe bei ihm, dass ich ihn auffangen konnte.

Ich hielt Suko in meinen Armen, schaute über seine Schulter hinweg, und mein Blick traf auch seinen Rücken.

Das Entsetzen packte mich wie eine Würgeklammer. Aus dem Rücken meines Freundes schaute der Schaft eines kleinen Pfeils hervor…

***

Ich tat überhaupt nichts, stand nur da und hielt meinen Partner in den Armen. Mein Blick saugte an dem Pfeil fest, der aus Sukos Rücken ragte, doch ich wollte es einfach nicht glauben.

Nein, nicht auch er.

Shao hatte es erwischt, andere Freunde von uns waren auch malträtiert worden und nun Suko.

Tot?

Die Yagani-Brüdern waren auf diese Art und Weise hinterrücks erschossen worden, und plötzlich durchströmte mich ein Gefühl des Hasses. Ja, ich hasste diesen heimtückischen Killer, der sich in der Dunkelheit herumtrieb und aus dem Finsteren auf seine Opfer schoss. Er ließ ihnen keine Chance, dieses Phantom mordete eiskalt, und mit

diesem vierten Mord hatte es mir bewiesen, dass es nicht im Traum daran dachte, das Gelände zu verlassen.

Es trieb sich noch in der Nähe herum!

Und der Pfeil hatte die Kraft besessen, das Holz des Wohnwagens zu durchschlagen. Wahrscheinlich hatte nur die Wanddicke ihn von Suko getrennt.

In mir hatte sich eine selten erlebte Kälte ausgebreitet. Ich konnte nicht ewig so stehenbleiben, drehte mich und fasste meinen Freund dabei unter.

Er war völlig steif und glich einem Toten. Ich schleifte ihn zu einem Bett und legte ihn auf das unterste nieder. Er stieß noch mit seinen Hacken gegen die Wand der Truhe. Der dumpfe Laut klang wie ein finsterer Glockenschlag.

Dann legte ich Suko nieder, hob einen rechten Arm an, der über die Kante hinweg nach unten baumelte, hob ihn auf seinen Körper. Die andere Hand legte ich über die rechte.

Ich schaute ihn an.

Sein Gesicht war unbeweglich. Es lag im Schatten, und diese dunklen Flächen auf seinen Wangen kamen mir irgendwie symptomatisch für den gesamten Fall vor.

Es war so düster, unheimlich und grausam. Ich hatte das Gefühl, überhaupt nicht mehr denken zu können, in meinem Gehirn war eine Leere, und als ich mich umsah und mein Blick durch die offene Tür fiel, hatte ich den Eindruck, in eine andere Welt zu schauen.

Es war keine. Wir befanden uns noch im Wohnwagen, doch die übrigen Geräusche waren für mich meilenweit entfernt, so dass das Inselgefühl bei mir nicht weichen wollte.

Suko regte sich nicht.

Ich legte meine Hände gegen seine Wangen. Die Haut war nicht warm und auch nicht kalt. Sie befand sich in einem Zwischenstadium, und ich blickte wieder auf den Pfeil, den ich zuvor aus dem Rücken meines Freundes gezogen hatte.

Eine teuflische Mordwaffe. Kaum so groß wie eine normale Männerhand, aber ungemein tödlich.

Der Mund meines Freundes stand halboffen. Atem drang keiner hervor.

Ich fühlte nach seinem Herzschlag, spürte nichts. Beim Puls war das gleiche. Allmählich fand ich mich mit den Gedanken ab, dass Suko nicht mehr lebte, so schwer dies auch für mich war.

Vier Tote innerhalb kurzer Zeit, und einer davon war Suko gewesen. Der kalte Schauer hielt mich umfangen wie eine Decke. Ich konnte nicht einmal weinen oder trauern, mich hielt das Entsetzen fest das einen Menschen einfach stumm macht.

Sehr langsam drehte ich mich um. Kälte strich durch die offene Tür

in den Wagen. Hinzu kam die Kälte in meinem Innern, so dass ich fror. Auf dem Platz hielten sich noch mehr Menschen auf. Ihre Stimmen drangen nur als dumpf klingendes Murmeln zu mir.

Ich stand da und dachte nach. Das heißt, ich wollte es, aber es fiel mir einfach zu schwer, die Gedanken zu sammeln. Sukos Tod überschattete alles.

Der Mörder! Du mußt dich auf den Killer konzentrieren! So hämmerte ich mir die Sätze ein. Vergiss, was geschehen ist. Konzentriere dich auf den Killer.

Dieser innere, psychische Motor lief bei mir auf Hochtouren, und er schaffte es, die trüben Gedanken zu vertreiben, so dass ich wieder an meine eigentliche Aufgabe dachte und mich auf die Suche nach dem Phantom machte. Meiner Ansicht nach musste es irgendwo draußen in der Finsternis lauern. Verstecke und Deckungen gab es genügend.

Zwischen den Wagen lagen die Schatten der Nacht dicht wie Watte.

Auf leisen Sohlen bewegte ich mich in Richtung Tür. Ich tat alles automatisch und war mir überhaupt nicht richtig bewusst, dass ich den Weg nach draußen ging.

Schnell huschte ich aus dem Türrechteck, weil ich dort eine Zielscheibe abgegeben hätte. Erst in der Dunkelheit und im Schatten der Wohnwagenwand fühlte ich mich wohler.

Dort blieb ich stehen.

Mit dem Rücken berührte ich die Wand. Mein Mund stand offen. Ich atmete flach. Vor meinen Lippen dampfte der Atem wie dünner Nebel.

Geräusche waren genug zu hören. Dort, wo sich das große Zelt befand, hielten sich die meisten Leute auf. Hin und wieder hörte ich auch das dumpfe Grollen eines Löwen.

In meiner unmittelbaren Umgebung aber war es still. Keine Schritte, niemand, der etwas von mir wollte, nur die Wände der Wohnwagen lagen wie schwarze Inseln vor und hinter mir.

Wo hielt sich das Phantom verborgen? Ich hatte längst meine Beretta gezogen und hielt sie schussbereit in der Rechten. Sollte der Killer auftauchen, wollte ich so rasch wie möglich reagieren und sofort auf ihn schießen.

Aber er zeigte sich nicht.

Mich umgab nach wie vor diese verdammte trügerische Ruhe, die an meinen Nerven zerrte. Auch die Gänsehaut lag weiterhin auf meinem Rücken. Der Nacken war gespannt, und ich schrak zusammen, als ich das schrille Schreien eines Affen hörte.

Das Geräusch verstummte. Ich war inzwischen einige Schritte zur Seite gegangen und näherte mich der Rückseite des Wagens. Ich wollte mir die Stelle ansehen, durch die geschossen worden war. Vielleicht fand ich dort Spuren.

Nach drei Schritten hatte ich den Punkt erreicht, blieb stehen, sah

aber wegen der schlechten Lichtverhältnisse nichts. Zudem war das Wohnwagenfenster zu weit entfernt.

Ich blickte mich noch einmal um, entdeckte niemand und begab mich daran, die Wohnwagenwand zu untersuchen. Meine Fingerkuppen strichen über das raue, imprägnierte Holz, und ich fand die Stelle, wo es von dem Pfeil durchbohrt worden war, denn die Kuppe des rechten Zeigefingers verschwand in einer kleinen Mulde, deren Ränder gesplittert waren.

Ja, hier hatte der Killer geschossen.

Und er musste gewusst haben, dass sich Suko genau in dem Augenblick angelehnt hatte. Konnte er durch Wände sehen?

Weitere Spuren entdeckte ich nicht. Um sie zu finden, brauchte ich Licht.

Meine linke Hand steckte schon in der Tasche, als ich plötzlich das schabende Geräusch hörte.

Über mir!

Ich sprang zurück und schaute automatisch hoch.

Der Schatten kam wie ein wuchtig geschleuderter Felsbrocken. Und er traf mich voll.

Es war einfach zu spät für mich, auszuweichen. Etwas hämmerte gegen meinen Kopf, ich brach zusammen und hatte einen Moment später das Gefühl, unter einer gewaltigen Steinlawine zu liegen.

Jetzt war ich dem Phantom hilflos ausgeliefert und konnte innerhalb kurzer Zeit sein fünftes Opfer werden…

***

Ich wurde nicht bewusstlos, obwohl sich in meinem Kopf ein Mühlrad zu befinden schien, das laufend kreiste und dabei gegen irgendwelche Hindernisse stieß, so dass sich die Schmerzen ausbreiteten, und ich die Explosionen spürte.

Der Unbekannte hatte mich regelrecht von den Beinen und umgehauen.

Ich lag auf dem Bauch, hatte den Kopf aber nach rechts gedreht, so dass ich keinen Dreck in den Mund bekam.

Etwas Dunkles fiel über mich. Ein Schatten, der irgendwie bizarr aussah.

Er verschwand Sekunden später, als sich die Gestalt aufrichtete und ich ihre Schritte vernahm.

Sie knirschten leicht auf dem Boden und gingen so dicht an mir vorbei, dass ich schon befürchtete, durch einen Tritt im Gesicht erwischt zu werden.

Das geschah zum Glück nicht. Das Phantom entfernte sich von mir. Es hatte ein Ziel.

Gern hätte ich herausgefunden, welches es war, doch ich schaffte es

einfach nicht, die Folgen des Schlages abzuschütteln und mich auf die Beine zu quälen.

Der Treffer hatte mich regelrecht paralysiert. Ich befand mich in einem Zustand zwischen Wachsein und Bewusstlosigkeit und war weiterhin gezwungen, passiv zu bleiben.

Sehr bald verstummten die Schritte. Ich versuchte es erneut. Die Hände konnte ich bewegen, meine Fingerspitzen schabten über den rauen Boden aber in den Armen steckte keine Kraft mehr.

Heulen hätte ich können. Da hatte ich schon mal die Chance, das Phantom zu stellen, und es war schneller gewesen. Manchmal verengte sich mein Blickwinkel, und ich hatte das Gefühl, in einem Tunnel zu stecken, der einmal breit war und dann schmaler wurde.

So blieb ich liegen.

Durch die Paralyse konnte ich mich zwar nicht bewegen, aber meine Gedanken arbeiteten weiter. Das war fatal. Lieber wäre ich ganz weggetreten. So beschäftigten mich die Vorgänge natürlich, und ich fragte mich, weshalb der Killer nicht auch mich umgebracht hatte. Er hätte es verdammt einfach haben können.

Aber nein, er ließ mich am Leben…

Ich lag da wie ein platter Fisch, dachte darüber nach, wo das Phantom sich hingewandt haben könnte, als ich typische Schrittgeräusche vernahm.

Allerdings gedämpft und nicht in meiner unmittelbaren Nähe. Ich musste zunächst meine Gedanken sortieren und gelangte zu dem Schluss, dass derjenige, der die Geräusche verursachte, nicht draußen umherschlich, sondern sich im Wohnwagen bewegte, wo der tote Suko lag.

Was hatte er vor?

Nicht einmal den Kopf konnte ich anheben, aber die Geräusche verstummten. Sekunden vergingen. Ich stellte mir Schreckliches vor.

Vielleicht zeichnete das Phantom meinen Freund noch auf die eine oder andere schlimme Art und Weise.

Wieder vernahm ich Schritte. Diesmal bewegten sie sich in eine andere Richtung, und schon sehr bald hörte ich sie außerhalb des Wagens. Ich rechnete damit, dass der Killer zurückkommen würde, was aber nicht geschah, denn die Schritte entfernten sich. Sie verklangen in den dunklen Gängen zwischen den Wohnwagen.

Und ich blieb liegen.

Bewegungslos, ausgelaugt, erniedrigt. Dabei musste ich mir eingestehen, dass das Phantom besser und schneller gewesen war als ich. Aber es hatte mich nicht getötet. Diese Tatsache gab mir ein noch größeres Rätsel auf. Dabei wäre ich so einfach zu erledigen gewesen.

Ich merkte, dass die Lähmung allmählich wich. Zuerst gelang es mir, die Arme und Beine anzuwinkeln. Mit den flachen Händen stützte ich

mich zwar auf, aber ich kam noch nicht hoch. Dafür hörte ich plötzlich Männerstimmen, die ich kannte.

Inspektor Kearny rief seinen Leuten zu, dass sie draußen warten sollten, während er eine Durchsuchung des Wohnwagens vornehmen wollte. Die Männer standen am Eingang. Ich lag neben dem Wagen im Dunkeln und wurde von ihnen nicht gesehen.

Die Beretta war mir aus der Hand gerutscht. Um auf mich aufmerksam zu machen, hätte ich schießen können, doch diesen Vorsatz konnte ich nicht in die Tat umsetzen, weil Kearny zurückkam und mit lauter Stimme polterte. »Es ist keiner mehr da. Das sieht den beiden ähnlich, sich einfach aus dem Staub zu machen.«

»Die haben bestimmt etwas gefunden, Inspektor.«

»Möglich. Jetzt behalten sie natürlich alles für sich.«

Da meldete ich mich. Ich hatte eigentlich schreien wollen, es wurde nur ein schwacher Ruf, den aber einer der Männer vernahm, sehr aufgeregt reagierte und seine Lampe einschaltete.

Ein zuckernder Lichtkreis huschte über den Boden der schmalen Gasse, in der ich lag. Zwangsläufig traf er mich, und nicht ich schrie, dafür der Mann mit der Lampe.

»Da, ich habe ihn. Kommen Sie, Inspektor!«

Schließlich waren es vier Männer, die mich umstanden und nach einer kurzen Schrecksekunde handelten. Sie zogen mich auf die Beine.

Kearny persönlich steckte mir die Beretta wieder in die Halfter.

»Jetzt bin ich mal gespannt«, sagte er.

»Ich auch«, keuchte ich.

Kearny sah, dass mit mir einiges nicht stimmte. Ich wurde mehr in den Wagen getragen, als ich ging, stolperte die Stufen der kleinen Treppe hoch und war froh, als ich mich setzen konnte.

Die Mattheit und der Schwindel waren nach wie vor da, aber es ging von Sekunde zu Sekunde besser, wenn auch der dumpfe Druck in meinem Kopf blieb.

»Wollen Sie rauchen?« fragte Kearny.

»Nein, nein«, erwiderte ich schwach. »Lassen Sie mir noch fünf Minuten, dann geht es wieder.«

»Okay.«

Ich brauchte weniger an Zeit, zudem fiel mir plötzlich etwas auf.

Eigentlich hätte sich noch jemand innerhalb des Wagens befinden müssen, doch Suko war verschwunden.

»Wo ist er?«

»Wer?«

»Mein Kollege Suko.«

Kearny schaute seine Leute an.

»Sorry, aber wir haben ihn nicht gesehen. Als wir in den Wagen traten, war er leer.«

Ich schloss für einen Moment die Augen. »Dann ist er geholt worden.«

»Wer und von wem?«

»Suko wurde vom Phantom geholt, das mich auch niedergeschlagen hat. Aber zuvor hat es Suko mit einem dieser komischen Pfeile getötet. Es schoss durch die Wohnwagenwand.«

Inspektor Kearny hob beide Hände und drehte mir die Flächen entgegen.

»Nun mal ganz langsam, Kollege, und der Reihe nach. So schnell kann ich nicht denken. Wie war das?«

Ich musste einfach jemand haben, mit dem ich über die vergangenen Dinge reden konnte. Das war Kearny. Er saß mir gegenüber auf einem dieser flachen Sitzkissen, hatte sich vorgebeugt, beide Hände auf seine Knie gelegt und hörte mir staunend zu.

»Das gibt es doch nicht«, flüsterte er, als ich etwa die Hälfte meines Berichts hinter mich gebracht hatte. »Das ist wirklich ein Ding, Kollege.«

»Und nicht gelogen.« Ich erzählte weiter. Kearny und seine Leute staunten.

»Natürlich stellt sich die Frage«, sagte er, »was dieser Unbekannte mit der Leiche Ihres Kollegen wollte!«

»Darüber habe ich auch nachgedacht.«

»Und?«

»Tut mir leid, mir ist keine Lösung eingefallen.«

»War Ihr Kollege überhaupt tot, Mr. Sinclair?« fragte einer von Kearnys Männern.

Ich runzelte die Stirn. »Das ist eine sehr gute Frage, Mister. Für mich hat der Inspektor nicht mehr gelebt. Ich habe neben ihm gestanden und ihn untersucht. Er atmete nicht mehr, und sein Herz stand still. Was wollen Sie da noch anderes glauben?«

»Stimmt auch wieder.«

Kearny zündete sich eine Zigarre an und deutete durch den Raum.

»Haben Sie hier irgendwelche Hinweise entdeckt, die Ihnen weiterhelfen können?«

»Nein, ich fand nur die beiden Schwerter.«

»Ja, die habe ich auch gesehen.« Er blies die Wolke an mir vorbei. »Die Dinger haben wahrscheinlich den beiden toten Brüdern gehört.« Er hob die Schultern. »Anfangen können Sie damit nichts mehr. Das ist Ihr Pech. Allerdings frage ich mich, was der Mörder mit einer Leiche anfängt. Er hat die toten Yagani-Brüdern ja auch liegenlassen. Weshalb nahm er gerade Ihren Freund mit?«

»Darüber denke ich auch nach.«

Hinter der Rauchwolke verzog sich das Gesicht des Inspektors zu einem Grinsen. »Aber Sie sind zu keinem Ergebnis gekommen, wie ich

annehme?«
»So ist es.«
Ich wollte ihm nicht sagen, dass ich Parallelen zog. Bei Shaos Tod war es ähnlich gewesen. Da war auch jemand gekommen und hatte ihre Leiche nach der Totenfeier mitgenommen.[2]
Hatten wir es hier möglicherweise mit einem geheimnisvollen Leichensammler zu tun, der nur an bestimmten Toten interessiert war?
Ich konnte es drehen und wenden, zu einem Resultat kam ich nicht.
Suko jedenfalls hatte an Shaos Tod nicht so recht glauben wollen. Jetzt befand ich mich in einer ähnlichen Lage. Sollte ich an seinen Tod glauben? Die äußeren Anzeichen hatten dafür gesprochen, dass mein Freund nicht mehr lebte. So war es auch bei Shao gewesen, und trotzdem hatte Suko die Suche nach ihr nicht aufgegeben.
Auch ich würde ihn suchen.
Kearny blickte mich skeptisch an.
»Brauchen Sie vielleicht einen Arzt, Mr. Sinclair?«
»Nein, es geht schon.«
»Ich kann Sie aber beim Yard vorbeifahren.«
»Danke, sehr freundlich, es ist aber nicht nötig. Ich komme allein zurecht. Außerdem, was sollte ich dort? Nachforschungen kann ich höchstens hier anstellen.«
»Das sehe ich auch so.« Er stand auf und reichte mir die Hand. »Ich kann mit Ihnen fühlen, John, und ich wünsche Ihnen, dass Sie den Fall aufklären und sich geirrt haben, was den Tod Ihres Freundes angeht. Wir werden die Pfeile untersuchen lassen. Ich habe das Gefühl, als wären die Spitzen mit einem Gift versehen worden. Das Ergebnis der Untersuchung werde ich Ihnen zukommen lassen.«
»Natürlich.«
Die Männer gingen. Der Reihe nach verließen sie den Wagen und ließen mich mit meiner Trauer und der Einsamkeit zurück.
Suko war tot!
Konnte das überhaupt möglich sein? Ich schlug mir gegen die Stirn, weil ich es einfach nicht fasste, aber ich musste mich mit dem Gedanken allmählich vertraut machen. Durch den Schlag gegen die Stirn zuckten die Kopfschmerzen wieder auf. Was aber waren sie schon gegen meine seelischen Schmerzen und die Trauer, die mich durchflutete?
Dennoch war meine Trauer um Suko anders als die, die mein Freund verspürt hatte, als man ihm die Lebensgefährtin nahm. Nicht der reine Schmerz überflutete mich, auch so etwas wie Zorn und Rache stiegen in mir hoch und brachten meine Gefühle zum Kochen.
Ich musste ihn finden, und ich würde ihn auch finden. Das nahm ich mir fest vor.

Mit noch weichen Knien und den stechenden Schmerzen im Kopf verließ ich den Wohnwagen. Die kühlere Luft tat mir gut, deshalb atmete ich sie auch tief ein.

Es war ruhiger geworden. Zwar hielten sich nahe des großen Zelts noch zahlreiche Menschen auf und diskutierten, aber die Polizisten waren verschwunden.

Hin und wieder sah ich das fahle Aufzucken der Blitzlichter, denn die Pressefritzen fotografierten, was die Kameras hergaben.

Sehr langsam ging ich die Stufen hinab. Aus der Richtung, wo sich die Tiere in ihren Käfigen befanden, hörte ich manchmal unruhig klingende Geräusche.

Tiere haben einen guten Instinkt. Merkten sie vielleicht, dass das Böse noch irgendwo lauerte?

Ich konnte nichts feststellen und ging weiter. Die toten Tiger hatte man weggeschafft. Wo sie gelegen hatten, sah ich noch dunkle Flecken auf dem Boden. Trotz meiner Trauer war ich aufmerksam, aber nicht aufmerksam genug, denn aus der Dunkelheit hörte ich plötzlich ein leises Pfeifen, sah links neben mir eine wischende Bewegung, und noch in derselben Sekunde wickelte sich die dünne Schnur einer Peitsche um meinen Hals. Ein heftiger Ruck raubte mir nicht nur die Luft, er riss mich auch von den Beinen. Ich fiel auf den Rücken, schaute mit weit geöffneten Augen in die Höhe und sah in das Hassverzerrte bleiche Gesicht des Dompteurs…

***

Er ging nicht mehr weiter. Die Entfernung stimmte genau im Verhältnis zur Länge seiner Peitschenschnur. Sekunden verstrichen, in denen wir beide uns anstarrten.

Luft bekam ich soeben noch und schnappte nach ihr wie ein Fisch auf dem Lande.

In den Augen des hellblonden Mannes glomm eine tödliche Kälte. Er hasste mich, denn ich hatte ihm eines seiner »Kinder« genommen. An Yagani konnte er sich nicht schädlich halten, also versuchte er es bei mir.

»Da liegst du im Staub!« sagte er mit knarrender Stimme und spie aus.

Der Speichel klatschte dicht neben meinem rechten Ohr zu Boden.

Einige Spritzer trafen mich noch.

Ich hatte das Gefühl, etwas sagen zu müssen, und sprach ihn auch an, obwohl mir das Sprechen große Mühe bereitete und ich die Worte nur mühsam hervorbrachte.

»Was wollen Sie…?«

»Dich vernichten!«

»Warum?«

Er lachte schrill auf. »Das kann ich dir genau sagen. Ich werde dich ebenso töten, wie du meinen Tiger umgebracht hast.«

»Er war ein Tier.«

»Ja und nein. Für mich ist er wie ein Kind gewesen, das du mir genommen hast.«

»Sonst hätte er mich zerfleischt«, presste ich mühsam hervor.

Seine Hand zuckte. Die Peitschenkreise drehten sich noch enger um meine Kehle. »Du hättest auf mich hören und mich rufen sollen. Ich hätte die Tiere beruhigt.«

»Es… es ging eben alles zu schnell.«

Hart schüttelte er den Kopf. »Ich lasse keine Ausreden gelten. Auch nicht für einen Polizisten. In meiner Heimat werden Menschen, die einem anderen Leid zugefügt haben, vernichtet. Das mache ich auch mit dir. Ich beherrsche meine Peitsche meisterhaft. Solltest du versuchen, an deine Pistole zu gelangen, werde ich nur mein Handgelenk ein wenig bewegen und deine Kehle zudrücken. Ich kann dir, wenn ich will, durch die Peitsche das Genick brechen.«

Harte Worte, die ich aber nicht als Bluff ansah, denn diesem Mann traute ich in seinem Hass einfach alles zu. Die Tiere und die Arbeit mit ihnen waren sein Lebenswerk gewesen, und das hatte ich ihm leider zerstören müssen.

Der Dompteur hatte sich umgezogen. Er trug schwarze Kleidung mit einem hohen Schalkragen. Irgendwie kam er mir vor wie ein Totengräber, der sich die Haare über dem blassen Gesicht hellblond gefärbt hatte. Sein Gesicht war schmal, deshalb fielen die Lippen darin besonders auf, und der kurze Stiel seiner Peitsche glänzte wie geschmolzenes Erz.

»Hast du noch einen Wunsch?« fragte er. Vielleicht hatte er so etwas Mal im Kino gesehen. Jedenfalls gab er mir genügend Spielraum, um sprechen zu können.

»Ja, lassen Sie mich am Leben!«

Sein Lachen klang widerlich. »Das ist der Wunsch, den ich dir nicht erfüllen werde.«

»Dann sind Sie ein Mörder.«

»Ich weiß.«

»Wissen Sie auch, was auf Polizistenmord hier in England steht? Wir sind zwar ein freies Land, aber irgendwo hat jede Freiheit seine Grenzen. Sie könnten hingerichtet werden.«

»Davor fürchte ich mich nicht. Man hat mir meine Kinder genommen. Für mich ist das Leben sinnlos. Beide Tiger waren mein Elixier, sie sind für mich das gewesen…«

Er redete und redete. Manchmal steigerte sich seine Stimme, so dass sie zu einer regelrechten Hasstirade wurde. Meine Hoffnung sank immer mehr, je länger er redete.

Die Schnur der Peitsche lag um meinen Hals wie eine Klammer. Er hatte mich gewarnt, aber ich wollte trotzdem nicht aufgeben. Zumindest musste ich es versuchen.

Leider lag ich auf dem Rücken. In dieser Lage fühlte ich mich so schutzlos und ihm praktisch ausgeliefert. Als er sprach, steigerte er sich immer mehr in Rage, bewegte auch seinen Kopf, so dass er nicht nur mich anschaute.

Deshalb ging ich das Risiko ein. Vorsichtig zog ich meinen rechten Arm näher an den Körper heran. Ich musste unbedingt an die Beretta herankommen.

Er kümmerte sich nicht um meine Bewegungen, falls er sie überhaupt gesehen hatte, und ich wurde forscher. Sehr langsam und behutsam glitten meine Finger an der rechten Hüftseite in die Höhe. Ich hatte vor, die Hand unter die offenstehende Jacke zu schieben und sofort zu schießen.

Bis zur Jacke kam ich. Dann stoppte mich sein plötzlich aufklingendes Lachen.

Gleichzeitig zog er die Peitsche enger, und mir wurde die Luft abgeschnürt.

»Nein, du Irrer!« sagte er. »Ich hatte dich gewarnt. Du hast nichts gehört. Jetzt werde ich dir das Genick brechen, du verfluchter Killer…«

***

Der Bungalow war auf einem künstlichen Hügel errichtet worden, stand südlich der Themse in einer sehr ruhigen Gegend, und wie in den meisten Häusern herrschte auch in diesem eine nächtliche Stille.

Drei Menschen und eine Wölfin bewohnten ihn.

Es war die Familie Conolly mit ihrem Sohn, der in seinem Zimmer schlief und von der Wölfin Nadine bewacht wurde. Auch das Tier war eingeschlafen, aber es würde bei den ersten verdächtigen Geräuschen aufwachen und sich schützend vor den Jungen stellen.

Johnny lag auf dem Rücken. Seine ruhigen Atemzüge erfüllten den Raum. Hin und wieder bewegte er sich im Bett, aber an diese Laute hatte sich auch die Wölfin gewöhnt.

Sie schlief weiter.

Bis zu dem Augenblick, als plötzlich ein Zucken durch ihren Körper fuhr.

Sofort war sie hellwach. In ihre menschlichen Augen trat ein lauerndes Leuchten. Sie öffnete ihre Schnauze und zeigte zwei Reihen gefährlich aussehender Zähne, zwischen denen die Zunge hervorschaute.

Irgendetwas hatte das Tier gestört. Ein Mensch hätte diese Störung kaum bemerkt, aber die Wölfin besaß für so etwas die richtigen

Antennen. Sie wusste auch nicht, was es gewesen war, aber sie stemmte sich hoch, streckte sich, damit die Müdigkeit des Schlafes verschwand, und tappte so leise wie möglich auf die Tür zu, die von Johnnys Eltern nie verschlossen wurde.

Der Spalt war groß genug, um hindurchschlüpfen zu können. Nadine drängte ihren Körper in den Flur, wo eine kleine Lampe brannte, die nur sehr wenig Licht verstreute.

Sie blieb stehen, bewegte den Kopf in beide Richtungen, aber sie konnte nichts sehen.

Links von Johnnys Raum befand sich das Zimmer, in dem Sheila und Bill schliefen. Auch dort war alles ruhig. Dennoch wollte sich die Wölfin genauer davon überzeugen, lief hin und drückte die ebenfalls nicht verschlossene Schlafzimmertür auf.

Sie warf einen Blick in den Raum.

Beide Conollys lagen in den Betten. Bill auf der Seite. Er schnarchte leise. Sheila hatte sich in die Decke gedreht, von ihr schaute nur das blonde Haar hervor.

Nadine war sicher, dass dort keine Gefahr lauerte. Sie zog sich ebenso leise wieder zurück, weil sie die anderen Zimmer absuchen wollte.

Gemächlich, aber sehr gespannt, spazierte sie durch den Flur, um in den großen Wohnraum zu gelangen.

Da sah sie!

Eine Gestalt hockte in einem Sessel. Nadine, die den Raum kaum betreten hatte, blieb stehen, begann zu knurren und hörte plötzlich eine leise Stimme.

»Ich bin es doch…«

Die Wölfin lauschte dem Klang für einen Moment nach. Dabei machte sie den Eindruck, als würde sie sich wieder erinnern, und sie schritt auch auf die Gestalt zu, von der plötzlich ein sanftes grünliches Leuchten ausging, so dass ein schmales Gesicht zu sehen war, das irgendwie alter los wirkte.

Der Mann war klein und wirkte noch kleiner, weil er in einem großen Sessel saß.

Aber es kommt nicht auf die Körpergröße an. Obwohl er nicht einmal die Schulterhöhe der meisten Menschen erreichte, war er doch etwas Besonderes und in ihm schlummerten gewaltige Kräfte, denn er war Myxin, der Magier, und ein Freund der Conollys sowie von John Sinclair und Suko. Demnach bezeichnete ihn auch Nadine als einen Freund, ging näher und hockte sich vor Myxin nieder.

Der kleine Magier beugte sich vor. Dabei streckte er seinen Arm aus. Die Finger seiner rechten Hand durchwühlten das weiche Fell der Wölfin, die diese Berührung sehr genoss und sich streckte.

Aber Myxin hatte nicht viel Zeit, sich um die Wölfin zu kümmern. Er

musste andere Dinge erledigen.
»Ich werde zu Sheila gehen. Schläft sie?«
Die Wölfin schaute den kleinen Magier so an, als hätte sie ihn verstanden. In ihren Augen schimmerte förmlich das »Ja« einer Antwort.
»Dann ist es gut«, sagte der kleine Magier, stand auf, und Nadine machte ihm Platz. »Nur Sheila«, sagte er. »Ich soll es ihr sagen, das trug man mir auf.«
Nadine verstand. Sie würde Bill Conolly von sich aus nicht wecken, aber sie hielt sich an Myxins Seite, als dieser das Zimmer verließ und durch den Gang schritt, um das Schlafzimmer der beiden Conollys zu erreichen.
Vor dem offenen Türspalt blieb er stehen und warf einen Blick in den Raum.
Nur die Atemzüge der schlafenden Menschen waren zu hören, ansonsten nichts.
Myxin nickte der Wölfin zu und trat lautlos über die Schwelle. Sheila lag günstig. Er brauchte nicht erst um das Doppelbett herumzuschreiten.
Nahezu lautlos folgte ihm die Wölfin. Und sie beobachtete, wie Myxin neben dem Bett stehenblieb, seine Hände vorstreckte und die Finger abspreizte.
Es war eine bestimmte Bewegung. Wie ein Signal, das die Schlafende erreichte und sie aus ihrem Schlummer riss.
Sheila öffnete die Augen!
Erschrecken malte sich in ihrem Blick ab, als sie das grünlich schimmernde Gesicht über sich sah. So plötzlich aus der Tiefe des Schlafs gerissen, konnte sie gedanklich der neuen Situation nicht so rasch folgen und hätte fast einen Schrei ausgestoßen, doch Myxin legte seinen Finger auf ihre Lippen.
»Nicht, Sheila«, hauchte er.
Die blondhaarige Frau entspannte sich. Sie hatte endlich erkannt, wer vor ihr stand, auch wenn sie gedanklich noch nicht ganz auf der Höhe war. Der kleine Magier lächelte sie an, als er es sich bequem machte und auf der Bettkante seinen Platz fand. »Du sollst mir nur zuhören, Sheila«, sagte er leise. »Einverstanden?«
Sie nickte im Liegen.
Myxin begann. »Ich habe eine Botschaft für dich von einer Person, die du kennst. Du sollst in der nächsten Nacht zu einem bestimmten Hügel gehen und dort warten. Willst du das?«
»Wieso?«
»Ich habe dich nur gefragt, ob du bereit bist.«
»Ja, wenn es wichtig ist.«
»Nicht so laut reden. Es ist wichtig für die Person, die mir den

Auftrag gegeben hat.«
»Gut, dann komme ich. Aber wohin soll ich denn gehen?«
»Du weißt, dass Shao gestorben ist. Und dir wird auch bekannt sein, wo Suko seine Totenfeier abgehalten hat?«
»Ja, auf dem Friedhof. Es ist ein chinesischer gewesen, wenn mich nicht alles täuscht.«
»Richtig. Auf diesem Friedhof existiert der Hügel. Du wirst ihn erklimmen und dort warten.«
»Ich allein?«
»Ja, zunächst. Möglicherweise ist noch jemand anderer da. Aber geh du bitte allein.«
Sheila atmete tief ein. Erst jetzt war sie richtig wach. Bisher hatte sie nur automatisch geantwortet, doch nun überlegte sie. Der Besuch des kleinen Magiers und seine Forderungen kamen ihr so unwirklich vor, und sie streckte ihren Arm aus, um Myxin auch fühlen zu können. In der Tat war er keine Erscheinung. Er saß vor ihr.
»Wer wird mich dort erwarten?« fragte sie.
»Das ist eine Überraschung.«
»Bitte, sage es. Ist es der Eiserne Engel? Kann ich helfen, ihn wieder zu euch zurückzuholen?«
Da zeichnete ein verlorenes Lächeln die Lippen des Magiers. »Nein, leider kannst du es nicht. Ich hätte viel darum gegeben, aber dein Besuch, Sheila, hat einen anderen Grund, und die Person, die dich auf dem Hügel erwarten wird, ist nicht der Engel.«
»Wer dann? Sag es mir!«
»Leise, Sheila«, hauchte Myxin, weil er gesehen hatte, dass sich Bill unruhig bewegte. »Ich darf es dir leider nicht sagen, sie hat es mir aufgetragen, aber ich möchte dich herzlich bitten, meiner Einladung zu folgen. Dann ist meine Rolle als Vermittler nicht umsonst gewesen. Sagst du zu, Sheila?«
»Ich… ich weiß es nicht. Begebe ich mich dabei in eine große Gefahr?«
»Das kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Ich bin ehrlich zu dir. Ich glaube es aber nicht.«
»Und Bill? Kann ich ihn wirklich nicht mitnehmen?«
»Die andere Person will, dass du allein kommst. Ich finde, du solltest ihr den Gefallen tun.«
Sheila umklammerte Myxins Handgelenk. »Dann weißt du also, wer sie ist?«
»Ich bin eingeweiht.«
»Bitte, sag es mir.«
Myxin blieb stur. »Ich habe ein Versprechen gegeben, Sheila, das kann ich nicht brechen.«
Ihre Hand sank wieder nach unten. »Verstehe«, erwiderte sie

undeutlich.

»Ja, ich verstehe dich, Myxin. Mir wäre es bestimmt auch so ergangen. Versprochen ist versprochen.«

»Ich danke dir, Sheila.«

»Aber ich möchte noch etwas fragen. Kann ich denn Bill darüber informieren?«

Myxin legte seine Stirn in Falten. »Weißt du auch, wie er reagieren wird?«

»Ich kann es mir denken.«

»Sag ihm am besten nichts.« Myxin erhob sich und sah, dass Sheila nickte.

Er ging. An der Tür drehte er sich noch einmal um und lächelte. Dann verschwand er lautlos. Er schien sich aufzulösen wie ein Nebelstreif in der Sonne.

Zurück blieben Sheila und die Wölfin. »Wenn ich nur wüsste, auf was ich mich da eingelassen habe«, flüsterte sie und streichelte automatisch das Fell des Tieres, aber Nadine konnte ihr auch keine Antwort geben.

Dafür regte sich Bill. Sheila hörte, wie er sich umdrehte und sich plötzlich aufsetzte. Er starrte dabei in die Dunkelheit und drehte den Kopf.

»Verflixt, Sheila, mit wem hast du denn geredet?«

»Ich?«

»Ja, ich hörte doch deine Stimme.«

In diesem Augenblick war Sheila nahe daran, ihrem Mann alles zu erklären, doch sie riss sich noch einmal zusammen und meinte: »Ja, ich habe gesprochen. Nadine besuchte mich. Sie wollte wohl gestreichelt werden.«

Als Beweis dafür begann die Wölfin leise zu knurren, und Bill Conolly lehnte sich aufatmend zurück. Sekunden später schon war er wieder eingeschlafen.

Sheila aber fand keine Ruhe.

Sie lag auf dem Rücken, starrte gegen die Decke, die sich schwach abzeichnete, und konnte die Gedanken nicht ordnen, die ihren Kopf durchflössen. Immer wieder stellte sie sich die Frage, auf was sie sich da eingelassen hatte und wer sie auf dem Totenhügel des Friedhofs wohl erwarten würde.

***

Sollte es wirklich so enden?

Erdrosselt oder durch einen schnellen Genickbruch, bei dem das Ende ja schmerzlos sein sollte, wie Ärzte stets versicherten. Dazu befanden sich Zeugen nicht weit entfernt, und ich lag im Staub, gefesselt durch eine Peitsche, und sah den Tod in der Gestalt eines

Raubtier-Dompteurs.

Was zahlreiche Dämonen, Höllengeschöpfe und selbst der Satan nicht geschafft hatten, würde dieser kleine Mensch fertigbringen. Dabei hatte ich nicht einmal um Suko trauern können, so wie er damals um mich getrauert hatte, als er meine Leiche sah, die sich letztendlich als Kopie herausgestellt hatte.

Shao tot, Suko tot - jetzt war ich an der Reihe. Ich konnte mir ausrechnen, wann es die Conollys nicht mehr gab, die ja auch irgendwie zu unserem Team gehörten.

Die Hölle räumte auf und machte Nägel mit Köpfen!

»Nichts geht mehr, Sinclair, nichts! Ich…« Er schüttelte sich plötzlich, und ich dachte, jetzt zieht er die verdammte Schlinge zu.

Das geschah nicht.

Zwar bewegte er seine rechte Hand, aber in die entgegengesetzte Richtung, so dass sich die Riemen um meinen Hals nicht nur lockerten, sondern weggezogen wurden.

Ich war wieder frei!

Dennoch blieb ich auf dem Rücken liegen, denn vor mir gebärdete sich der Dompteur auf eine Art und Weise, wie ich es nie für möglich gehalten hätte.

Er schlug um sich, bewegte dabei beide Arme, und die Peitschenschnur hieb des Öfteren auf den Boden, wo sie kleine Steine und Wolken von Staub in die Höhe wirbelte.

Er kam mir vor wie ein Tänzer, in den der Geist eines Irrwisches gefahren war. Sein Körper zuckte, er warf den Kopf vor und zurück, die blonden Haare flogen, klatschten in sein Gesicht, streiften die Augen und wurden wieder zurückgeworfen.

Dieser Mensch war nicht mehr Herr seiner Sinne. Innerhalb einer Sekunde hatte etwas Fremdes die Herrschaft über ihn bekommen und tobte sich nun aus.

Ich stemmte mich hoch, weil ich ihn weiter beobachten wollte.

Er drehte sich noch einmal heftig. Durch die Fliehkraft wurde die Peitschenschnur in die Höhe gerissen, so dass sie fast waagerecht lag, und dann warf der Mann sein Instrument fort, als wäre es plötzlich heiß geworden.

Einen Moment später blieb er stehen.

Er starrte mich an.

Ich ging auf ihn zu, weil ich ihn aus der Nähe sehen wollte, und schaute ihm in die Augen.

Waren es andere geworden?

Nein, das nicht, aber sie zeigten einen anderen Ausdruck, als gehörten sie nicht mehr ihm, sondern einem Fremden.

Tatsächlich, in den Augen des Dompteurs stand etwas Fremdes und Unheimliches. Nichts war mehr von seinem Hass auf mich zu lesen,

die andere Macht hielt ihn unter Kontrolle.

So rasch, wie sein Tanz begonnen hatte, so plötzlich hörte er auch wieder auf. Der Mann wirkte wie eine Puppe, die man auf den Boden gepresst hatte. Er fiel aber nicht, fing sich wieder und blieb vor mir stehen.

Schwer atmend stierte er gegen mich. Der Mund stand offen. Speichel troff über seine Lippen und klatschte vor den Fußspitzen zu Boden. Er hielt sich nur mühsam aufrecht, ich wollte ihn auch nicht stützen, aber ich stellte ihm eine Frage.

»Was ist geschehen, Mister?« Das Sprechen bereitete mir Mühe. Noch immer spürte ich den Druck der Peitschenschnur.

Er zeigte auf mich, wollte reden, doch noch schaffte er es nicht. Seine Schwierigkeiten waren größer als meine. Dann presste er das erste Wort hervor. »Du…«, sagte er.

Ich horchte auf. Obwohl er nur ein Wort gesagt hatte, war es mir aufgefallen. Dieser Mann hatte mit einer völlig anderen Stimme gesprochen. Es war nicht seine eigene gewesen, die er gesenkt hatte, nein, sie war fremd, hatte einen anderen Klang, und in mir stieg allmählich ein Gefühl des Grauens hoch.

Obwohl ich mir noch nicht ganz sicher war, glaubte ich doch, die Stimme erkannt zu haben, aber ich wollte erst mehr von ihm hören, um mir ein Urteil bilden zu können.

»Reden Sie weiter!« forderte ich ihn auf.

Er musste erst Luft holen und wahrscheinlich darüber nachdenken, was er sagen wollte. Sein Hals bewegte sich, als würde er permanent aufstoßen, dann sprach er die nächsten Worte, die mich fast von den Beinen gerissen hätten.

»Ich möchte dich einladen, John Sinclair…«

Der Dompteur hatte gesprochen, aber die Stimme gehörte einem Mann, den ich erst kürzlich als Toten in den Armen gehalten hatte.

Suko!

***

Obwohl ich mich nicht in einem Karussell befand, hatte ich den Eindruck, die ganze Gegend würde sich um mich drehen und alles mitnehmen, was sich in der Nähe befand.

Ich wischte über mein Gesicht, über die geschlossenen Augen und öffnete sie erst wieder, weil ich glaubte, dass dieser Spuk verschwunden war.

Er stand weiterhin vor mir.

»Suko?« fragte ich.

»Rede nicht, John«, hörte ich den Dompteur/Suko sprechen. »Rede bitte nicht mehr. Hör zu…«

»Okay!« keuchte ich.

»Ich will, dass du in der nächsten Nacht den Ort besuchst, wo ich die Totenfeier für Shao zelebriert habe. Sei noch vor Mitternacht dort und warte bitte ab.«

Natürlich kannte ich die Gegend, fragte aber sicherheitshalber nach.

»Auf den Hügel?«

»So ist es.«

Ich nickte heftig. »Okay, Suko, ich komme. Klar, mein Freund, ich werde da sein. Ich tue alles, was du willst. Nur verrate mir, was ich da soll.«

»Kommen…«

Mehr sagte er nicht. Auch mir blieb die nächste Frage auf den Lippen hängen, denn der Ausdruck in den Augen des Dompteurs veränderte sich abermals. Einen Herzschlag später blickte er wieder so, wie ich es von ihm gewohnt war.

Er blinzelte, als wollte er nicht glauben, dass ich frei vor ihm stand, Er schaute auf seine rechte Hand, er vermisste die Peitsche und stieß einen Laut aus, der eines Raubtiers würdig gewesen wäre. Er schien sich zu erinnern, was er eigentlich mit mir vorgehabt hatte, und konnte nicht begreifen, dass sich das Blatt zu seinen Ungunsten gewendet hatte.

»Wenn Sie Ihre Peitsche suchen«, sagte ich. »Die haben Sie freiwillig weggeworfen.«

»Nein!«

»Doch!«

Er sprang mich plötzlich an. Dabei glich er selbst einer Katze, so gewandt war er. Seine Fäuste waren kräftig, und er wollte sie mir ins Gesicht und in den Magen rammen.

Ich blockte ab, drehte mich und rammte meine Schulter vor. Der Dompteur wurde getroffen und kippte zu Boden. Wie ein Springball war er wieder oben.

Aber nur, um in meinen Handkantenschlag hineinzuschnellen, der ihn sicher erwischte, so dass er zu Boden fiel, liegenblieb und sich für die nächste Zeit verabschiedete.

Himmel, das war knapp gewesen! Mein Leben hatte wirklich auf der Kippe gestanden, und wer hatte es mir gerettet?

Suko!

Ich dachte darüber nach und konnte es nicht begreifen. Suko hatte durch den Mund des Dompteurs gesprochen. Hatte er eine Jenseitswanderung hinter sich? Irrte er durch andere Dimensionen und wurde zu verschiedenen Zielen geführt?

Ich hob die Schultern. Ein Zeichen meines Nichtverstehens, aber ich hatte Sukos Botschaft nicht vergessen. Er wollte mich in der nächsten Nacht dorthin haben, wo er seine Totenfeier für Shao zelebriert hatte.

Auf dem Hügel des alten Chinesenfriedhofs.

Ich sah zwar nicht klarer, allmählich aber verdichtete sich Verschiedenes zu einem zentralen Punkt. Für mich war es der Friedhof.

Einen letzten Blick warf ich noch auf den friedlich schlummernden Dompteur, dann ging ich dorthin, wo noch immer die Mitarbeiter des Zirkus vor dem großen Zelt zusammenstanden.

Der Direktor kam mir entgegen. »Mein Gott, Mr. Sinclair, die anderen sind schon alle verschwunden.«

»Ja, ich gehe jetzt auch.«

Gardener war nervös. »Ist etwas passiert?«

»Wieso?«

»Ich… ich meine nur.«

»Ja, es ist etwas geschehen. Sie können zurückgehen und einige Männer mitnehmen. Ihr Dompteur hat versucht, mich auszupeitschen. Das ist ihm leider nicht bekommen. Jetzt liegt er bewusstlos auf der Erde. Schaffen Sie ihn weg, sonst erkältet er sich noch.« Ich nickte Gardener zu und ließ ihn stehen.

Mein Wagen stand ziemlich verloren auf dem Parkplatz. Bevor ich abfuhr, blieb ich noch sitzen und sah mir meinen Hals im Innenspiegel an.

Es war genau zu erkennen, wo mich die Peitsche erwischt hatte. Da zeichneten runde Streifen die Haut. Sie sahen so aus, als hätten sie sich eingefressen.

»Glück gehabt, alter Tiger«, sagte ich zu mir selbst und startete…

***

Für Sheila Conolly war es schreckliche Stunden gewesen. Sie war zwar eingeschlafen, aber ständig hochgeschreckt, weil die Erinnerung sie immer wieder überkam.

Zunächst hatte sie sich einige Male eingeredet, einen Traum erlebt zu haben. Das stimmte nicht. Je mehr sie darüber nachdachte, umso stärker wurde ihr bewusst, dass sie von Myxin einen glasklaren Auftrag erhalten hatte, um Mitternacht am alten Friedhof zu sein und den Hügel zu besteigen. Sheila wollte hingehen, und sie würde sich auch an die Bedingungen halten.

Als der Wecker klingelte, war sie sofort hellwach, stellte das Gerät aus und sprang aus dem Bett. Bill hatte noch keine Lust, aufzustehen, was Sheila sehr recht war. So sah er wenigstens nicht, wie übermüdet sie war. Später konnte sie den müden Ausdruck im Gesicht mit etwas Schminke übertünchen.

Da Johnny zur Schule musste, weckte Sheila ihn, bevor sie ins Bad ging und unter die Dusche stieg. Die Wechselbäder zwischen heiß und kalt vertrieben einen Teil der Müdigkeit. Ihre Gedanken drehten sich allein um die kommende Nacht und um ihre Aufgabe, die sie um

Mitternacht erwartete.
Noch spürte sie keine direkte Angst, nur einen leichten Druck im Magen, der aber würde sich verstärken, und Sheila war auch beim Frühstück so nervös, dass sie Johnnys Kakao verschüttete und ihr Sohn anfing zu lachen. »Wenn ich das getan hätte…«
»Schon gut, Johnny, ich mache dir einen neuen.«
Diesmal klappte es. Sheila atmete auf, als Johnny auf dem Weg zur Schule war.
Sie hatten den Jungen durch ein kleines geweihtes Kreuz geschützt, das er stets bei sich trug.
Aus dem Bad hörte Sheila das Pfeifen ihres Mannes. Bill hatte blendende Laune. Ihm würde die Müdigkeit seiner Frau sicherlich auffallen, und die Frau suchte bereits nach einer plausiblen Ausrede für ihren Mann.
»Einen wunderschönen guten…«, sagte Bill, als er die Küche betrat, auf Sheila zuging und stehenblieb. »Mein Gott, was ist los?«
»Wieso?«
»Du siehst nicht so aus wie sonst.«
»Klar, du auch nicht.«
Bill winkte ab. »Sei doch nicht gleich eingeschnappt, wenn ich besorgt um dich bin.«
»Sorry, aber ich habe schlecht geschlafen.«
»Was ist der Grund?« Bill nahm die Kanne von der Warmhalteplatte, schenkte Sheila und sich Kaffee ein, bevor er sich setzte.
Auch Sheila nahm Platz. »Dein Schnarchen.«
»Ich schnarche nicht!« behauptete Bill.
»Soll ich das mal aufnehmen?«
»Dann fehlt dir der Schlaf.«
»Der fehlt mir sowieso.«
Bill trank und schüttelte den Kopf. »Der Kaffee war früher auch schon mal besser.«
Sheilas Kopf lief rot an. »Bist du eigentlich nur hergekommen, um zu meckern?«
»Nein, aber…«
Sheila sprang auf. »Es tut mir leid, Bill, aber ich fahre jetzt in die Stadt. Ich muss mal etwas anderes sehen. Du weißt ja, wann Johnny aus der Schule kommt. Wenn du nicht kochen willst, kannst du ja mit ihm zum Essen gehen. See you…«
Bevor Bill auch nur ein Wort erwidern konnte, hatte Sheila die Küche schon verlassen. Wenig später hörte er das Schlagen der Haustür und danach den Motor seines Porsches.
Der Reporter saß noch immer konsterniert auf seinem Stuhl, starrte die Tischplatte an und schüttelte schließlich den Kopf. Er überlegte, was in Sheila gefahren sein konnte. Er selbst war sich keiner Schuld

bewusst.
Über ihn hatte sie sich nicht so aufregen können.
»Wenn ich nur wüsste, was sie hat«, murmelte er. Seine Stirn hatte sich sorgenvoll verzogen. Bill war ein misstrauischer Mensch. Das Leben seiner Familie lief nicht so ab wie das einer normalen, da die Conollys unter einer gewissen Bedrohung standen, die von jenseitigen Kräften ausging. Dämonen, Spukgestalten, Monstern aus der Hölle - sie alle hatten schon versucht, das Leben der Familie zu vernichten.
Gerade deshalb machte sich der Reporter die großen Sorgen. Er konnte sich vorstellen, dass Sheila da in etwas hineingeschlittert war, aus dem sie schlecht entfliehen konnte.
Möglicherweise hatte sie wirklich nur mies geschlafen. Wer kannte sich schon bei den Frauen aus.
Bill hob die Schultern und räumte den Tisch leer. Ihm blieb nichts anderes übrig, als zu warten und darauf zu hoffen, dass Sheila in den nächsten Stunden zurückkehrte…

***

Auch ich hatte nicht gerade eine angenehme Nacht hinter mir. Ich war in Sukos Wohnung gegangen und hatte mir den Würfel geholt. Für ihn war er so wichtig gewesen, vielleicht hätte er ihm geholfen, doch im entscheidenden Augenblick hatte er ihn nicht dabeigehabt.
Ich aber wollte ihn mit auf den Friedhof nehmen. Zuvor legte ich mich ins Bett. Schlaf wollte natürlich nicht kommen. So nahm ich den Würfel und konzentrierte mich auf ihn. In seinem Innern steckte eine mächtige Magie. Unter Umständen konnte sie mir einen Weg zu Suko weisen und mithelfen, diesen Fall zu lösen.
Aber der Würfel reagierte nicht. Die Schlieren in ihm bewegten sich um keinen Millimeter. Er war mir so fremd geworden, und schließlich legte ich ihn beiseite.
Automatisch dachte ich an Suko. An die zahlreichen Fälle und Abenteuer, die wir gemeinsam durchlitten hatten. Irgendwie war es immer gut gegangen. Sollte das jetzt vorbei sein?
Seit Shaos Tod vor einigen Wochen hatte sich Suko verändert. Er war seinen eigenen Weg gegangen und hatte nun einen schrecklichen Tribut dafür zahlen müssen.
Irgendwann überfiel mich die Müdigkeit doch so stark, dass mir die Augen zufielen und ich einschlief. Natürlich verfolgten mich die Träume.
Die Ereignisse der vergangenen Nacht rollten teilweise noch einmal ab, in einigen Phasen sogar schlimmer.
Zudem sah ich wieder den von Nebelschleiern umhüllten Friedhofshügel vor mir, auf dem Suko seine schaurige Totenfeier für Shao abgehalten hatte. Damals war er mir sehr fremd gewesen.

Anzeige Ziemlich gerädert wachte ich am Morgen auf, duschte kurz und bereitete mir das karge Frühstücksmahl zu. Ich aß nur eine halbe Scheibe Toast, die andere Hälfte war verkohlt, und das gekochte Ei war so hart geworden, dass man damit jemand erschlagen konnte.

Ich war früher aufgestanden als sonst. Draußen dämmerte es erst. Der Verkehr hielt sich noch in Grenzen, so dass ich gut durchkam. Ich musste natürlich mit Sir James sprechen, der war noch nicht in seinem Büro, ebenso wie Glenda, die überrascht schaute, als sie eintrat und mich schon am Schreibtisch sitzen sah.

»Was ist passiert? Hat man dich aus dem Bett gekugelt?« Sie fragte es fast fröhlich, doch ihr Lächeln erstarb, als sie in mein Gesicht schaute.

»Was Schlimmes?«

»Setz dich mal.«

Zögernd nahm sie Platz, ohne den Blick von mir zu lassen.

»Suko«, sagte ich leise. »Ich hielt ihn in den Armen. Er war tot, Glenda.«

»Nein!« Sie schrie das eine Wort, sprang auf und presste den Handballen vor ihre Lippen.

»Doch!«

»Wann?«

»In der vergangenen Nacht.«

Glenda begann zu weinen und drückte ihr Gesicht gegen den Unterarm.

Ich ließ sie in Ruhe. In der letzten Zeit war verdammt viel über uns hereingebrochen, und ich selbst spürte auch diesen Druck im Magen, der immer höher stieg.

Um ihn zu bekämpfen, rauchte ich und rief gleichzeitig Sir James an, der abhob.

»Sir, ich möchte eben zu Ihnen.«

»Natürlich, John.«

Ich stand auf und strich der noch immer weinenden Glenda über das Haar. Dann trat ich einen schweren Gang an.

Auch Sir James sah meinem Gesicht an, dass etwas Furchtbares passiert sein musste. Er fragte aber nicht, bot mir einen Platz an, ich schüttelte den Kopf und redete im Stehen.

»Suko ist wohl tot«, sagte ich.

Er reagierte nicht. Nur seine Brille nahm er ab. Aber er wurde so blass wie damals, als er auf das Phantom-U-Boot entführt worden war und man ihn an ein Torpedorohr gebunden hatte.

»Wo kann ich ihn sehen?« Seine Stimme war kaum wiederzuerkennen, ich aber hob die Schultern.

»Sir, die Leiche ist verschwunden!«

»Wie bitte?«

»Es war wie bei Shao.« Jetzt setzte ich mich auch und wartete, bis Sir

James einen Schluck von seinem Magenwasser getrunken hatte.

Danach redeten wir über eine halbe Stunde konzentriert miteinander, und ich weihte meinen Chef in jedes Detail ein.

»Tot, fast tot oder nicht tot«, sagte er. »Können wir uns da etwas aussuchen?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Sie sind aber sicher, dass er aus dem Munde des Dompteurs zu Ihnen gesprochen hat?«

»Das allerdings.«

Sir James legte die Hände zusammen. »Wie sehen Sie denn die Auflösung des Falles?«

»Noch überhaupt nicht.«

»Sie verlassen sich also auf die nächste Nacht.«

»Ja.«

Der Superintendent nickte. »Es ist wie ein Kreislauf«, sagte er. »Auf diesem alten Friedhof hat es begonnen, und vielleicht wird es dort auch enden. Haben Sie sich eigentlich schon einmal mit dem Gedanken vertraut gemacht, wieder allein arbeiten zu müssen, John?« Er blickte mich scharf an und verlangte eine ehrliche Antwort.

Ich nickte. »Ja, das habe ich, aber ich kann mir nicht vorstellen, wie es sein wird. In der Zwischenzeit ist einfach zu viel hinzugekommen. Aibon, die Templer, der Satan hat sein Reich ausgebaut, ich habe mehr über mein Leben erfahren. Suko war mir dabei stets eine große Hilfe. Wenn er nicht mehr dabei ist, habe ich das Gefühl, alles würde über mir zusammenbrechen.«

»Ja, John, das kann ich Ihnen nicht verdenken. Ich frage deshalb, ob Sie weitermachen würden. Bisher haben wir ja nur gewankt und sind nicht zusammengebrochen.«

Mein Lächeln fiel karg aus. »Wissen Sie eigentlich, Sir James, dass ich nicht mehr anders kann? Auch wenn ich es wollte, ich könnte nicht aussteigen. Die Dämonen und höllischen Kreaturen hätte ich immer am Hals, ob ich nun für den Yard arbeite oder nicht.«

»Stimmt.« Er nahm noch einen Schluck Wasser. »Kann ich etwas für Sie und die anderen tun?«

»Ja, Sir.« Ich redete erst weiter, als der Blick meines Chefs gespannt auf mich gerichtet war. »Sie können mir die Daumen drücken.«

»Das sowieso.«

»Dann werde ich jetzt gehen.«

»Warten Sie einen Moment, John. Sie haben Shimada erwähnt. Mischt er auch mit?«

»Das kann ich nicht sagen, hoffe aber, es in der heutigen Nacht herausfinden zu können.«

»Sicher, Sie tun Ihr Bestes.« Sir James hob die Schultern. »Eigentlich gäbe es noch viel zu sagen, John, aber ich weiß nicht, wie ich den

Schrecken in Worte fassen soll. Ich kann Ihre Trauer um Suko verstehen, und gleichzeitig begreife ich Ihre Hoffnung, als der Dompteur mit seiner Stimme sprach. Wir sind da in etwas hineingeraten, das uns schon seit einigen Wochen wie eine Klammer festhält. Befreien Sie uns davon.«

»Ich werde es versuchen«, erwiderte ich mit einer Stimme, die im Hals kratzte.

Dann ging ich. Zum Glück hatte sich Sukos Tod noch nicht herumgesprochen, so wurde ich von den Kollegen wenigstens nicht daraufhin angesprochen. Es war beim Yard bekannt, dass der Chinese und ich ein Team bildeten.

In Gedanken versunken, stieß ich die Bürotür auf, sah Glenda nicht im Vorzimmer, hörte sie aber sprechen. Ihre Stimme drang aus meinem Büro, sie redete mit jemandem, den ich auch sehr gut kannte. Staunend blieb ich auf der Schwelle stehen, als ich die Person auf Sukos Stuhl sitzen sah.

»Sheila!« Ich war perplex. »Was machst du denn hier?«

Die Frauen blickten mich an. Sie hatten beide verweinte Augen, und ihre Lippen zuckten. Sheila Conolly hob die Schultern. »Ist es… ist es wahr, John?«

»Ja.«

Glenda stand auf. »Ich habe es ihr erzählt, das musste ich einfach, denn Sheila… na ja, am besten wird es sein, wenn sie es dir selbst erzählt. Ich hole Kaffee für uns.«

Glenda eilte so schnell aus ihrem Büro, als hätte sie ein schlechtes Gewissen.

Ich setzte mich Sheila gegenüber. Sie sah schlecht aus, übernächtigt, unter den Augen lagen Ringe, und die Haut war bleich. So wirkt ein Mensch, der wenig geschlafen hat.

»Du hast eine schlimme Nacht hinter dir, oder?«

»Ja.«

»Und Bill?«

Sheila gab eine leise Antwort. »Ich bin froh, dass du mich darauf ansprichst. Er weiß nicht, dass ich hier bin. Ich bin nach dem Frühstück einfach aus dem Haus gelaufen. Das heißt, ich habe nichts gegessen, ich kann es auch nicht, und habe Bill erklärt, dass ich in die Stadt zum Einkaufen wollte.«

»Du hast bestimmt einen Grund für dein Verhalten gehabt.«

»Den hatte ich auch, John. Ich hatte in der Nacht Besuch von einem unserer Freunde. Myxin war da.«

»Was?«

Sheila redete jetzt schneller. »Ja, er kam in unser Haus, um mich zu besuchen. Er hat nur mit mir geredet. Bill weiß von nichts, er hat geschlafen.«

»Was wollte er von dir?«
»Er trat gewissermaßen als Bote für einen anderen auf. Ich soll in der nächsten Nacht zu idem Friedhof gehen, auf dem Suko seine Totenfeier durchgeführt hat.«
Gut, dass Glenda mit dem Kaffee kam, sonst hätte ich auf den Schreibtisch geschlagen. Sie aber stellte das Tablett ab, und ich beherrschte mich im letzten Augenblick.
»Du sollst auf den Friedhof?« Ich breitete die Arme aus. »Aber weshalb gerade du?«
»Ich habe keine Ahnung, John.« Sheila zog ein verzweifeltes Gesicht.
»Ich weiß auch nicht, in wessen Auftrag Myxin gesprochen hat. Ich sollte nur ohne Bill dort erscheinen und ihm auch nichts von meinem Plan sagen.«
»Tja«, murmelte ich. »Das ist tatsächlich ein nicht eben gelinder Schock. Damit habe ich nicht gerechnet.«
Ich sah zu, wie Glenda mir die Kaffeetasse herüber schob, griff zu den Zigaretten und zündete mir ein Stäbchen an. Nachdenklich blickte ich dem Rauch nach. Glenda blieb wieder bei uns. Die beiden Frauen tranken.
Als Sheila ihre Tasse absetzte, fragte sie: »Ist es wirklich wahr, dass Suko nicht mehr lebt?«
»Ich habe selbst seinen Tod feststellen können. Sein Herz schlug nicht mehr.«
»Das wäre ja furchtbar…«
Sie wollte noch weiterreden und hatte schon ihr Taschentuch in die Hand genommen, aber ich winkte ab. »Lass es mal, Sheila. Ich habe mittlerweile den Eindruck, dass tot nicht gleich tot ist.«
»Dann lebt er also?« fragte Glenda.
Ich trank zunächst einen Schluck Kaffee. »Das will ich auch nicht glauben. Mir ergeht es im Moment so wie Suko, als er seine Shao suchte. Versteht ihr?«
»Nein.«
»Suko ist tot und kann tot sein. Mehr möchte ich dazu nicht sagen. Möglicherweise bekommen wir in der folgenden Nacht die Aufklärung. Ich habe mir vorgenommen, über dieses Thema nicht zu spekulieren.«
Sheila nickte. »Du kannst das, aber ich muss Erklärungen abgeben. Wie soll ich Bill begreiflich machen, dass ich erst am anderen Tag nach Hause kommen werde? Er macht sich Sorgen.«
»Weihe ihn doch ein«, schlug Glenda vor.
»Davor warnte Myxin.« Sheila sah mich an. »Hast du keine Lösung, John?«
»Auch nicht.«
»Man könnte ihm eine Nachricht zukommen lassen«, meinte Glenda.

»Die würde Bill noch mehr beunruhigen.«

Da hatte Sheila recht. Wir beschlossen, den Reporter schmoren zu lassen. Wenn Myxin jemand auf diese Art und Weise warnte, hatte er seine Gründe.

Ich war gespannt, was uns die nächste Nacht brachte, blickte Sheila an und sagte: »Dann werden wir uns bei Anbruch der Dunkelheit allein auf den Weg machen…«

»Ja. Und hoffentlich kehren wir auch zurück…«

***

Der Friedhof lag in einem Gebiet, das kaum bewohnt war. Man konnte ihn als ein mythisches Areal bezeichnen, denn Grabsteine, wie wir Europäer sie kennen, gab es dort nicht. In der kalten Erde lagen Chinesen begraben, und man hatte auch in der Fremde die alten Traditionen nicht vergessen. Dementsprechend sahen die Gräber aus.

Figuren aus der chinesischen Toten-Mythologie zierten sie. Da wuchsen Symbole hoch, die einen Europäer erschrecken konnten. Drachen, Monster, Schlangen.

Da der Friedhof nicht weit von der Themse entfernt in einem Feuchtgebiet lag, wurde er oft genug von Nebelschleier überdeckt, und besonders im Herbst produzierte der Fluss den starken Dunst.

Ein herrlicher Tag lag hinter uns. Sonnenschein, blauer Himmel, und auch die nächsten Tage sollte es so bleiben. Aber gegen Abend sah es immer anders aus. Kaum hatte sich die Luft abgekühlt, entstand der erste Dunst, der sich im Lauf der Nacht und besonders in den frühen Morgenstunden zu dichten Nebelwolken zusammenballte.

Sheila und ich fuhren in den Dunst hinein. Noch rasten manche Fahrer, aber ich war vorsichtig, denn nahe des Flusses musste man immer mit lokal auftretenden Nebelbänken rechnen.

Sheila ging es nicht gut. Sie machte sich schwere Vorwürfe wegen ihrer Lüge, die sie mir aufgetragen hatte. Ein besorgter Bill hatte im Laufe des Tages angerufen und gegen Abend noch einmal. Ich hatte ihm erklären müssen, dass ich nicht wüsste, wo sich seine Frau befand.

Wie ein verängstigtes schüchternes Mädchen saß sie links neben mir, starrte mal auf ihre Hände, dann auf mich oder wieder gegen die Frontscheibe.

»Du solltest nicht soviel an deinen Mann denken«, sagte ich.

»Aber ich…«

»Wir müssen es durchstehen, Sheila. Man hat dich nicht grundlos gebeten, dem Friedhof einen Besuch abzustatten.«

»Hast du denn herausgefunden, was wir dort sollen?«

Ich schaltete zweimal die Wischer ein, damit die Blätter Feuchtigkeit von der Scheibe putzten. »Wie sollte ich? Auch ich lasse mich

überraschen. Das ist in meinem Job oft so. Und du erlebst so etwas ja auch nicht zum ersten Mal.«

»Es ist immer wieder schlimm.«

»Klar.«

Wir schwiegen. Ich konzentrierte mich auf das Fahren. Nahe der Themse war der Dunst dichter. Das Wasser sahen wir nicht. Nur hin und wieder die Positionsleuchten der Schiffe. Sie wiederum kamen uns vor, als würden sie durch die dichten Wolken schweben.

Sehr bald rollten wir in eine andere Richtung, blieben zwar in Flussnähe, aber die Häuser und breiten Straßen verschwanden allmählich. Durch eine ruhige Landschaft führte der Weg, und es dauerte nur noch Minuten, bis wir unser Ziel erreichten.

Im Licht der Scheinwerfer erschien bereits die hohe Steinmauer des Friedhofs.

Auch Sheila hatte sie entdeckt. »Wir müssten schon da sein, nicht wahr?« Ihre Stimme zitterte leicht.

»Stimmt.«

»Willst du hier parken?«

Ich nickte und trat bereits auf die Bremse. Parallel zur Mauer rollte der Rover aus. Es befand sich noch soviel Platz, dass auch ich die Wagentür öffnen konnte.

»Den Rest gehen wir zu Fuß.«

Der Dunst verschluckte die Geräusche, die erklangen, als wir die Wagentüren zuwarfen.

Sheila stand neben dem Kotflügel. Sie hatte die Schultern angehoben und sah aus, als würde sie frösteln. Manchmal zuckten ihre Wangen, ich sah ihren fragenden und leicht ängstlichen Blick auf mich gerichtet und lächelte ihr zu.

»Keine Sorge, Mädchen, wir schaffen das schon.«

»Du hast Shimada erwähnt. Wenn er wirklich dabei ist, wird meine Angst noch größer.«

»Abwarten.« Nebeneinander schritten wir auf das schmiedeeiserne Tor zu, das auch eine Besonderheit zeigte. In das Filigran des Metalls war eine Buddhafigur eingearbeitet. Sie glänzte feucht in der Nebelnässe.

Ich öffnete das Tor. Sheila blieb noch zurück. Sie stand da wie jemand, der Angst vor dem entscheidenden Schritt hatte.

»Komm.« Ich streckte ihr den Arm entgegen, und Sheila griff nach ihm.

Man merkte, dass es Herbst geworden war. Erste Blätter hatten sich von den Zweigen und Ästen gelöst und waren zu Boden gefallen. Da die Blätter noch relativ trocken waren, konnte ich ein Rascheln leider nicht vermeiden. Wer immer sich auf dem Friedhof aufhalten mochte, er würde uns hören können. Das war nicht zu vermeiden.

Sheila fürchtete sich. »Gib mir deine Hand, John«, bat sie mich und tastete nach meinem Gelenk. »So fühle ich mich sicherer.«

Ich lächelte still in mich hinein, obwohl ich zugeben musste, dass dieser Friedhof tatsächlich einen unheimlichen Eindruck machte. Es lag nicht allein an den lautlos daher gleitenden Dunstschwaden, die sich manchmal kunstvoll um die Grabsteine drehten, es waren auch die Gräber und Steine selbst, die den Eindruck noch verstärkten.

Wenn wir nahe an ihnen vorbei schritten, sah es so aus, als würden sich gefährliche Fratzen aus dem Dunst schieben, die uns mit ihren grinsenden oder verzogenen Grimassen auslachten oder uns sagen wollten, dass wir diesen Friedhof nicht mehr lebend verlassen würden.

Da sich der Nebel bewegte, übertrug sich dies auch auf die Grabsteine, Sheila gefiel diese optische Täuschung überhaupt nicht. Ich merkte dies, als sie eine indirekte Frage stellte.

»Müssen wir über den ganzen Friedhof gehen?«

»Leider.«

»Und dann den Hügel hoch?«

Ich nickte. »Er liegt am Ende des Friedhofs. Auf seiner Kuppe befindet sich eine flache Platte. So etwas Ähnliches wie ein Grabstein.«

»Und darauf hat Shao gelegen?«

»So ist es.«

Sheila schüttelte sich. Wahrscheinlich stellte sie sich die Szene vor, als der kalte Körper der Chinesin dort lag und ein von Trauer und Schmerz gepeinigter Suko neben dem Stein gekniet hatte.

Die einzelnen Gräber waren nicht mehr zu erkennen. Schon seit Jahren begrub man auf diesem Gelände keine Toten mehr. Die Stadt hatte sich dagegen ausgesprochen, deshalb stachen die Gräber auch von dem normalen Untergrund kaum ab.

Wir schritten über sie hinweg, ohne es zu merken. Weder Blumenschmuck noch kleine Lichter sahen wir. Uns umgab die Stille eines düsteren, nebelverhangenen Friedhofs. Da wirkten unsere Schritte manchmal schon regelrecht störend.

Eine genaue Uhrzeit war uns beiden nicht mitgeteilt worden. Wir sollten vor Mitternacht den Friedhof erreicht haben. Das hatten wir getan.

Obwohl ich mich schon einmal hier aufgehalten hatte, war es schwierig für mich, den genauen Weg zu finden. Die ungefere Richtung wusste ich.

Hoch wachsendes Gras wurde von unseren Füßen geknickt.

Dazwischen raschelten die Blätter. Hin und wieder duckten wir uns auch unter den knorrigen Ästen alter Bäume hinweg oder streiften hautnah an schiefen Grabsteinen entlang.

Sheila zuckte jedes Mal zusammen, wenn sie einen solchen berührte.

Sie schien sich vor ihnen zu fürchten.

Ich lachte leise. »Du brauchst keine Angst zu haben, Mädchen. Die tun dir bestimmt nichts.«

»Kann sein. Aber was ist mit denen, die in der Erde liegen? Bleiben sie dort?«

»Bestimmt.«

»Da bin ich mir nicht so sicher.«

»Keine Sorge. Dieser Friedhof ist völlig normal, nur ein wenig verwildert, deshalb wirkt er so unheimlich.«

Sheila schüttelte den Kopf, weil sie es nicht glauben wollte, ging aber weiter, und wir hatten auch das Glück, genau das Gelände zu erreichen, nach dem wir gesucht hatten.

Ich hatte es schon vorher geahnt, als die Reihen der Grabsteine nicht mehr so dicht standen. Von nun an stieg das Gelände an, ein Beweis, dass wir uns am unteren Rand des kleinen Hügels befanden. Nur noch Blätter und Gras bildeten die Unterlage.

Büsche und Sträucher lagen hinter uns, die Bäume sowieso, aber vom Hügel sahen wir ebenfalls so gut wie nichts.

Eine Dunstwolke umschloss ihn wie ein grauer Mantel, der sich ständig in Bewegung befand, weil der leichte Nachtwind gegen ihn fuhr und mit ihm spielte.

Ich wies in den Nebel. »Dort oben ist es!«

Sheila nickte. »Erkennen kann man ja nichts.«

»Das wird sich geben. Komm.«

Wieder fasste sie nach meiner Hand. Gemeinsam stiegen wir in den Dunst und somit auch den Hügel hoch. Der Boden war feucht geworden, die langen Grashalme bildeten, wenn sie von den Sohlen der Schuhe geknickt wurden, eine glatte Bahn.

Dennoch kamen wir hoch. Sheila atmete schwerer als ich. »Mein Herz!« flüsterte sie. »Ich habe das Gefühl, als würde es in Flammen stehen.«

»Das kommt von der Aufregung.«

»Und von der Furcht.«

»Die brauchst du nicht zu haben. Es ist ja nichts passiert.«

»Es wird aber etwas geschehen, John. Das spüre ich sehr deutlich. Jede Nervenfaser meines Körpers ist wie eine flüsternde Stimme, die mir darüber Bescheid gibt.«

»Wir werden sehen.«

Das letzte Stück war ziemlich steil. Einmal glitt Sheila aus. Da sie sich bei mir festhielt, konnte ich sie halten. Allmählich schälte sich die flache Kuppe des Hügels aus dem Dunst, und wir sahen auch den auf dem Boden liegenden Stein.

Sheila schauderte zusammen. »Ist er das?« fragte sie mich.

»Ja, das ist er.«

»Mein Gott…« Ich merkte, dass sie noch etwas sagen wollte, doch ihr fehlten die Worte.

Die letzten Yards legten wir beide schweigend zurück und blieben vor der Grabplatte stehen.

Erinnerungen drängten sich in mir hoch. Ich dachte an die fürchterlichen Dämonentrommler, durch deren akustische Folter Shao gestorben war.

Sie hatten durch ihren höllischen Rhythmus der Trommeln versucht, Susanoo, einen mörderischen Dämon, aus der Verbannung zu holen.

Das konnte ihnen nur gelingen, wenn Shao, die letzte in der Ahnenreihe der Sonnengöttin, vernichtet war.

Es war geschehen, aber Susanoo hatte nicht so zuschlagen können, wie ich es befürchtete. Da musste irgendetwas schief gelaufen sein.

Vielleicht erfuhr ich auch, was es gewesen war.

Sheila hatte sich von mir gelöst und stand mir gegenüber. Zwischen uns befand sich die flache steinerne Grabplatte, auf die Bills Frau starrte.

Sehr leise begann sie zu sprechen. »Wenn ich mir vorstelle, dass Shao hier einmal gelegen hat, könnte ich schreien.«

»Es war damals auch so neblig.«

»Und Suko hat seine Totenfeier gehalten.«

»Er ging nur einer alten Tradition nach.«

Sheila nickte. Mit dieser Geste schien sie sich selbst bestätigen zu wollen und meinte: »Ich kann Suko verstehen, dass er so gehandelt hat. Mir wäre es ähnlich ergangen.«

Ich verschwieg mir eine Antwort. Jeder hing seinen Gedanken nach, und für uns begann die lange Zeit des Wartens. Das Geschehen diktierten nicht wir. Andere Kräfte waren dafür verantwortlich. Möglicherweise welche aus dem Jenseits.

Vielleicht beobachteten sie uns schon. Ich jedenfalls spürte nichts davon, auch mein Kreuz gab keine Reaktion von sich.

Sheila fröstelte. Ich erkannte es daran, wie sie die Schultern in die Höhe zog. Sie konnte auch nicht mehr stehenbleiben und begann mit einer Wanderung auf der Hügelkuppe.

Den Grabstein umschritt sie, passierte mich einige Male, blieb dann am Rand der Kuppe stehen, starrte für eine Weile in den fließenden, wallenden Dunst und sagte plötzlich: »John, ich glaube, heute Nacht wird sich einiges entscheiden.«

Ich stand hinter ihr und sprach gegen ihren Rücken. »Deshalb sind wir hier.«

»Rechnest du damit, Suko zu sehen? Wenn ja, müsstest du auch für ihn eine Totenfeier abhalten.« Sie drehte sich beim letzten Wort um, weil sie mich ansehen wollte.

Ich hob die Schultern. »Der Gedanke daran gefällt mir nicht, wie du

dir vorstellen kannst.«

»Das glaube ich, aber du darfst ihn auch nicht zu weit wegschieben, John.«

»Das versuche ich trotzdem.«

»Und wenn alles ein Bluff war?«

Ich lachte auf. »Was sollte die andere Seite davon haben, uns mitten in der Nacht herzulocken, nur um uns zu bluffen? Nein, Sheila, hier spielen Dinge eine Rolle, die wir noch nicht überblicken können. Möglicherweise ist alles von der Sonnengöttin in die Wege geleitet worden.«

»Ist Amaterasu nicht zu schwach?«

»Man weiß es nicht, Sheila. Wir können über sie nichts sagen und müssen zunächst abwarten.«

»Ja, vielleicht.«

Wieder vergingen Minuten des Schweigens, aber ich fühlte, dass sich etwas verändert hatte.

Noch sah ich nichts. Derjenige oder diejenigen, die sich näherten, hielten sich innerhalb der Nebelschwaden verborgen. Für sie schien die Zeit noch nicht reif zu sein.

Auch Sheila hatte etwas bemerkt. Sie trat zu mir. »John, ich habe den Eindruck, als würde sich der Hügel bewegen.« Sie starrte mich groß an und deutete gleichzeitig mit dem rechten Zeigefinger nach unten. »Dort im Boden muss es sein.«

»Vielleicht…«

»Kommen die alten Toten doch zurück?« erkundigte sie sich mit wispernder Stimme.

»Wir wollen es nicht hoffen. Wir…«

Weiter sprach ich nicht, denn unsere Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf etwas anderes. Es drang aus dem Nichts, schälte sich hervor, sah aus wie ein roter Ball, dessen Umrisse die Dunst- und Nebelschleier zerfließen ließen.

Aber es kam näher - und wurde auch deutlicher.

Ich spürte Sheilas festen Griff an meinem Arm. »Weißt du, wie das aussieht?« fragte sie mich.

»Nein…«

»Wie eine Sonne, John. Ja, wie eine rote Sonne, die an allen Seiten ihre Strahlen abgibt.«

Sheila hatte nicht gelogen. Die Sonne war tatsächlich vorhanden. Sie kam mir vor wie ein rotes, rundes Gesicht, das im Nebel schwamm. Die breiten Strahlen wirkten wie erstarrte, oben spitz zulaufende Pfeile. Und dieses Zeichen kannte ich.

Auf den Pfeilen, die von dem Phantom abgeschossen worden waren, hatte ich es gesehen.

Das Zeichen der Sonnengöttin Amaterasu!

***

Ein Zeichen der Hoffnung?

Susanoo, der finstere Dämon, hatte Shao getötet, um den Weg frei zu haben. Die Kraft der Sonnengöttin sollte durch diese ruchlose Tat gebrochen werden, doch jetzt, wo Sheila und ich es sahen, hatte ich nicht den Eindruck, als wäre dies geschehen.

Eine gewaltige Sonne näherte sich der Hügelkuppe und schien durch den Nebel.

Ihre roten Strahlen gaben ein Licht ab, das den Hügel erfasste und ihn sowie uns in ein weiches Licht badete.

Wir starrten diesem Phänomen gebannt entgegen. Ich spürte Sheilas Zittern, sie sprach aber nicht und beobachtete ebenso wie ich, wie die rote Sonne allmählich tiefer sank und aus ihrem Innern einen helleren Strahl gegen uns schoss.

Sie badete den Hügel in ihrem Licht, ließ uns ebenfalls nicht aus und schaffte es sogar, den Nebel ein wenig aufzulichten. Nach einigen Sekunden hatte ich den Eindruck, als wollte sich die Sonne über den Hügel senken und ihn umfassen.

Ein wunderbares Bild. Faszinierend und gleichzeitig voller Hoffnung, denn beide verspürten wir keine Furcht.

Eine andere Kraft hatte irgendeine Welt verlassen, um unsere zu betreten. Sie hielt uns umfangen, unser Blickwinkel wurde allein von dieser Sonne eingenommen, und sie schien sich zum Greifen nahe vor uns zu befinden.

»Sie bewegt sich nicht mehr, John«, flüsterte Sheila.

»Ich weiß.«

»Was geschieht jetzt?«

»Keine Ahnung. Warte es ab. Ohne Grund wird sie nicht aufgestiegen sein.«

Die Spannung wuchs von Sekunde zu Sekunde. Amaterasu hatte ein Zeichen gesetzt. Für wen oder gegen wen? Ich hoffte, die Aufklärung bald zu erhalten und starrte weiter in die Scheibe hinein, ohne dass ich geblendet wurde.

Nur noch dünne Dunstschleier trieben zwischen uns und der Scheibe einher. Manchmal erinnerten sie mich an lange, magere Arme, die in den letzten Zuckungen lagen, wobei sie versuchten, alles zu umfangen, was sich in ihrer unmittelbaren Nähe befand. Auch uns.

Unsere Blicke trafen das Zentrum. Dort hatte sich die rote Farbe verdichtet, obwohl sie von einem helleren Kreis umgeben war. Ein paar Mal musste ich blinzeln.

Dennoch sah ich im Kern die Bewegung.

Zunächst nur schwach, ein huschendes Etwas, mehr ein Schatten, vielleicht mit einer Gaswolke zu vergleichen, aber der Schatten zog sich zusammen, und es bildete sich eine Figur hervor.

Ein Mensch…

Er schwebte in dem Sonnenkern und wirkte auf uns, als würde er von Urkräften geleitet und getragen, die ihn beschützten wie eine Wiege das Baby.

»Da ist jemand, John!«

»Ich sehe es.«

Sheila stand regelrecht unter Strom. Beide starrten wir in das Zentrum und sahen auch, dass sich die Gestalt heranschob, so dass sie deutlicher wurde.

Die Schwärze des Umrisses blieb. Meiner Ansicht nach musste die Person dunkel gekleidet sein.

Je näher sie kam, umso größer wurde sie. Wir erkannten, dass es sich bei ihr um einen normal gewachsenen Menschen handelte, der, als er sein Ziel erreicht hatte, wie ein Geist aus der runden Sonnenscheibe stieg.

Es war nicht die Göttin Amaterasu, sondern eine andere Person, die wir beide kannten.

Ich verspürte das berühmte Puddinggefühl in den Knien. Vor meinen Augen schwankte die Sonne, denn ich hatte die Person erkannt, und auch Sheila war es so ergangen.

Sie hatte sich nicht so gut in der Gewalt wie ich, denn sie schrie plötzlich den Namen.

»Shao!« brüllte sie. »Mein Gott, es ist Shao…!«

***

Suko hatte nichts mehr mitbekommen. Das letzte, was er noch spürte, war der Schlag in den Rücken gewesen. Nicht einmal Schmerz hatte er verspürt. Für ihn waren schlagartig die Lichter ausgegangen, und auch sein Gedächtnis war nicht mehr vorhanden gewesen.

Der große Schlaf hatte ihn überfallen. Der ewige Schlaf…

Und doch gibt es Kräfte, die nicht damit einverstanden sind, wenn Menschen sterben. Diese Kräfte lauern im Verborgenen, sie beobachten, sie wissen Bescheid, und sie handeln auch dementsprechend.

Bei Suko war es nicht anders. Was für einen Menschen so aussah, als wäre das Leben entwichen, hatte alles seinen Sinn und gehörte zu einem gewaltigen Plan.

Wie Suko, dessen Geist und Seele plötzlich aus den fernen Tiefen wieder in die Höhe stieg. Er fühlte sich, als hätte er die Hälfte seines Lebens verschlafen.

Ihm ging es nicht schlecht. Er lebte. Er konnte fühlen, schmecken, riechen und atmen. Aber er befand sich nicht mehr auf der normalen Welt, man hatte ihn in eine andere Sphäre geschafft, in der jedoch Leben vorhanden war, denn er hörte eine Stimme.

»Suko…«

Ein ferner Ruf. Leise, irgendwie klagend und auch verwehend. Aber der Chinese hatte ihn vernommen. Trotzdem rührte er sich nicht, denn er konnte nicht erkennen, ob er lag, saß oder stand.

Die Dimensionen hatten keine Geltung mehr für ihn. Sie waren aufgehoben. Vielleicht trieb er zwischen ihnen, war zu einem Wanderer zwischen den Zeiten geworden, und ein zweiter Ruf wehte ihm aus der Finsternis entgegen.

»Suko…«

Der Inspektor konzentrierte sich. Es gelang ihm sehr leicht, denn seine Gedanken waren nicht beeinflusst worden. Er öffnete den Mund und rief die Antwort.

»Ja, ich bin hier.«

»Und ich habe dich geholt…«

Suko begann zu überlegen. Schon beim ersten Ruf war etwas in ihm angeklungen. Gleichzeitig hatte ihn eine starke Hoffnung durchzuckt.

Aber das hatte nicht sein können. Diejenige Person, die seinen Namen rief, war doch tot. Sie konnte nicht mehr sprechen. Wenn überhaupt, war es ihr nur möglich, auf telepathischem Wege mit ihm Kontakt aufzunehmen und sich in seine Gedanken einzuschalten.

»Shao…?«

»Ich bin es!«

»Aber du bist…«

»Tot, meinst du?«

»Ja…«

Da lachte Shao. Suko durchfuhr es wie ein Stromstoß. Mein Gott, dieses Lachen kannte er. Er hatte sich so daran gewöhnt. Er hatte es immer geliebt. Ohne es zu merken, ballte er seine Hände zu Fäusten, wobei er die Fingernägel spürte, die in das Fleisch seiner Handballen stachen.

Sie war es wirklich.

»Ich habe dich tot auf dem Stein liegen sehen. Ondekoza und seine grausamen Vasallen haben dich durch ihre schaurige Folter vernichtet. Du kannst nicht leben…«

»Ich lebe aber!«

»Nein, ich sehe dich nicht. Wieso lebst du?«

Wieder lachte Shao perlend. »Ich habe dich in diese Welt geholt, um dir zu zeigen, dass ich nicht tot bin. Aber du hattest gefragt, wieso ich lebe. Auch dafür habe ich eine Antwort. Sie besteht aus einem Wort und heißt Amaterasu.«

Suko war nicht einmal überrascht, als der Name der Sonnengöttin fiel. Er fragte nur: »Ist sie denn so stark?«

»Ja«, erwiderte die Stimme der Chinesin. »Sie nahm mich in Schutz. Sie sorgte dafür, dass der Plan des Ondekoza nicht ganz in Erfüllung

gehen konnte. Obwohl ihre Macht beschränkt ist, setzte sie ihre Kräfte dagegen, und sie war es auch, die mich in ihr Reich entführte, als ich auf dem Stein gelegen habe.«

»Als Tote?« fragte Suko. »Ich habe dich doch gesehen. Du warst tot, du hast nicht geatmet…«

Ihr Lachen klang wie früher. »Muss ich dir sagen, dass die Göttin gewisse Mittel kennt, um Menschen zu täuschen? Nicht nur sie kannte dieses Mittel. Es gab einen Mann, der hat damit experimentiert, ein Lord, der seine Frau begrub und sie später wieder aus dem Grab hervorholen ließ. Der Geist dieser Lady ging ebenfalls auf die lange Reise und traf mich im Reich der Sonnengöttin. Deshalb hat sie auch meinen Namen erwähnt, was dich und auch John Sinclair so überraschte. Du wirst dich daran erinnern, es liegt noch nicht lange zurück. Du hast etwas geahnt, und du hast voller Verzweiflung versucht, mich durch den Würfel zu finden. Jetzt bin ich in deiner Nähe, Suko.«

»Dann zeige dich!« schrie der Chinese.

»Geduld, mein Lieber. Ich muss dir noch sagen, dass jeder Wechsel einen gewissen Preis hat. So ist es bei den normalen Menschen, und auch die Götter bilden da keine Ausnahme. Um weiterleben zu können, musste auch ich diesen Preis bezahlen. Ich bin eine andere geworden, Suko, damit mußt du dich abfinden, und ich werde dich oft verlassen müssen, weil ich bestimmte Aufgaben zu übernehmen habe. Du wusstest, von wem ich abstamme und dass diese Abstammung sich irgendwann einmal bemerkbar machen würde. Wir haben oft genug darüber geredet, ich hatte dich gewarnt, und jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, Suko.«

»Gehörst du zu ihr?«

»Auch.«

»Aber du hast dein Zuhause in London. Komm wieder zurück, Shao, ich bitte dich. Es war furchtbar ohne dich. Ich bin fast durchgedreht. Diese äußere und innere Leere, die ich spürte… ich… ich kann es nicht erklären, aber ich fühlte mich einsam wie nie und habe Dinge getan, die ich nicht verantworten konnte.«

»Ich weiß«, sagte die Stimme.

»Woher?« fragte Suko. »Wer hat es dir gesagt?«

»Ich konnte dich beobachten. Und ich habe einige Male eingegriffen, um dich vor Schaden zu bewahren. Erinnerst du dich nicht? Hast du nicht mit John Sinclair darüber nachgegrübelt, wer die kleinen Pfeile abgeschossen haben könnte?«

Sukos Augen weiteten sich, obwohl es keinen Sinn hatte, weil er in der Finsternis sowieso nichts sehen konnte. Er stöhnte nur vor seiner Antwort auf und fragte dann: »Du warst das?«

»Ja, ich.«

»Dann bist du eine Mörderin!«
»Nein, Suko, so sehe ich es nicht. Ich bin eine Retterin, denn die Personen, die ich tötete, haben nichts anderes verdient. Sie waren keine Menschen mehr, die Lady nicht und auch nicht die drei Artisten, denn sie gehörten zu Shimada, dieser lebenden Legende, der die Sonnengöttin mit all seinen Kräften bekämpft. Der gleichzeitig auch auf Susanoos Seite steht und alles versucht, um die Herrschaft zu erlangen. Er hat wieder vorgefühlt, die Yaganis gehörten zu ihm, aber ich konnte ihm dank meiner neuen Kräfte einen Riegel vorschieben.«
Suko erwiderte nichts. Er hatte tief in seinem Innern schon daran gedacht, dass unter Umständen Shao die geheimnisvolle Person gewesen war, die so gezielt schießen konnte. Nur hatte Suko mit keinem darüber gesprochen, auch nicht John Sinclair gegenüber.
»Hast du mich verstanden, Suko?«
»Ja, verstanden und auch begriffen. Aber wie geht es jetzt weiter?«
»Du wirst natürlich wieder in deine Welt zurückkehren. Ich habe mir einen Plan ausgedacht und zwei Leute durch den Boten Myxin an den Ort bestellt, wo du den großen Schmerz erlebt hast.«
»Auf den Friedhof?«
»So ist es.«
»John Sinclair und Sheila Conolly werden auf dem Hügel warten. Sie sollen zu Zeugen werden. Ich werde mich ihnen ebenfalls zeigen, damit sie Bescheid wissen.«
»Wie geht es dann weiter?«
»Ich möchte dich nicht enttäuschen, Suko, aber ich werde wohl in das Reich der Sonnengöttin eintauchen, weil ich von ihr noch sehr viel lernen muss.«
»Kommst du denn zurück?« Sukos Stimme zitterte bei dieser Frage. Er, der kaum Gefühle nach außen hin zeigte, war plötzlich weich wie Butter geworden.
»Das ist nicht die Frage, Suko. Ich komme nicht zurück und bin trotzdem da.«
»Das verstehe ich nicht…«
»Ich kann dich beobachten. Vielleicht werde ich auch zu deinem Schutzengel.«
»Nein!« schrie der Inspektor. »Das will ich nicht. Ich will dich bei mir haben, begreifst du das? Ich will dich sehen und anfassen können. Das mußt du doch begreifen. Wir lieben uns. Und die Liebe ist stärker als diese verdammte Dämonenbrut. Wäre dem nicht so, gäbe es diesen Planeten wahrscheinlich nicht mehr.«
»Aus deiner Sicht hast du recht. Aber ich muss so handeln, wie es mir vorgeschrieben wurde.«
»Wie kann die Sonnengöttin nur so grausam sein?« schrie Suko in das leere Dunkel hinein.

»Sie ist nicht grausam. Im Gegenteil, sie wirkt beschützend. Ich habe meine Bestimmung erkannt, aber das heißt nicht, dass du mich nie mehr sehen wirst. Hin und wieder bin ich bei dir, denn ich bin kein Geist, sondern ein Mensch aus Fleisch und Blut.«

»Das habe ich noch nicht gesehen. Zeige dich!«

»Wie du willst, Suko! Sieh nach vorn!«

Der Inspektor wusste in dieser Welt nicht, wo vorn oder hinten war. Er starrte einfach in das Dunkel hinein, das an einer bestimmten Stelle plötzlich aufglühte und die rote Aura der Sonnengöttin zeigte, aus der sich eine Gestalt hervorschälte.

Shao kam…

Suko lag da steif wie ein Brett. Er atmete nicht einmal, denn ihm näherte sich eine Person, die auf ihn so ungemein fremd wirkte. War das noch die Frau, die er einmal geliebt hatte?

Der Inspektor bekam seine Zweifel…

***

In der Tat näherte sich uns eine Tote oder eine Totgeglaubte. Es war für uns beide ein Schreck und gleichzeitig ein Gefühl, als hätte man uns den Boden unter den Füßen weggerissen.

Da schwebte jemand aus dem roten Sonnenkern, der Shao war oder sein sollte, aber längst nicht so aussah. Eine Frau war es schon, sie besaß auch die Figur der Chinesin, ebenfalls das lange Haar, aber diesen schwarzen trikotähnlichen und lackartig schimmernden Anzug hätte Shao freiwillig nie übergestreift.

Jetzt trug sie ihn, und mir kam wieder der Begriff Phantom in den Sinn, denn zu Shao gehörte auch die schwarze Halbmaske, die ihre obere Gesichtshälfte verdeckte und nur den Mund sowie die Kinnpartie freiließ.

Hinter der Maske flatterte das lange Haar im Wind und legte sich mit seinen Enden auf einen Gegenstand, der über ihre linke Schulter hervorragte und so aussah wie ein Köcher.

Dazu gehörte auch der Gegenstand, den Shao in der rechten Hand trug.

Es war eine Armbrust.

Als meine Blicke diese Waffe, auf deren Vorderseite eine rote Sonne glühte, trafen, ging mir ein ganzer Kronleuchter auf. Bisher hatten wir nicht herausfinden können, wer die Pfeile abgeschossen hatte. Nun wusste ich es. Shao war dieses Mord-Phantom gewesen.

In meinem Innern vereiste etwas. Ich bin Polizist und konnte in diesem Augenblick nicht anders, als in Shao eine heimtückische Mörderin zu sehen. Schon einmal hatte ich so etwas Ähnliches mit einer Frau namens Jane Collins erlebt.

Sollte sich das bei Shao wiederholen?

Trotz der Kühle schwitzte ich, weil ich innerlich so aufgewühlt war.

Neben mir stand Sheila wie eine Statue. Sie bewegte nicht einmal ein Augenlid, starrte gegen die rote Sonne der Göttin und sah, ebenso wie ich, wie Shao das Zentrum verließ.

Sie ging einfach vor und stand plötzlich auf dem Hügel. So einfach konnte manchmal ein Dimensionssprung sein.

Als sie den Mund zu einem Lächeln verzog, wussten wir beide, dass sie es tatsächlich war. So hatten Sheila und ich sie des Öfteren lächeln sehen. Aber mir war auch klargeworden, obwohl mir der schlüssige Beweis letztendlich fehlte, dass Shao kaum mehr so werden würde, wie sie einmal gewesen war. Die Vergangenheit oder die Abstammung hatten sie endgültig eingeholt.

Ich senkte den Kopf, hob ihn wieder an und atmete tief ein. Gleichzeitig begann Shao zu sprechen. »Ich grüße euch, meine Freunde! Ich freue mich, dass ihr Myxins Botschaft gefolgt seid. Ich habe mit ihm einen telepathischen Kontakt aufgenommen, weil ich bei ihm sicher sein konnte, dass er Sheila die Botschaft ausrichtet. Und es gelang mir, dir, John Sinclair, das Leben zu retten. Der Mann mit der Peitsche hätte dir das Genick gebrochen.«

»Danke«, erwiderte ich frostig. »Du hast Sukos Geist gut geleitet, aber du hast auch getötet.«

»Die Artisten, meinst du?«

»Nicht nur die. Auch die Lady…« Mit der freien Hand vollführte sie eine abweisende Bewegung. »Sie waren keine Menschen. Sie gehörten einer anderen Macht an. Deshalb hatten sie den Tod verdient. Auch du bist kein Heiliger, John Sinclair. Soll ich dich daran erinnern, wie viele Dämonen schon auf dein Konto gegangen sind? Ich glaube nicht, dass ich sie alle aufzählen könnte.«

Da hatte sie recht. Aber ich sah die Sache anders, wollte es ihr erklären, doch Shao ließ mich nicht zu Wort kommen. »Im Prinzip haben wir die gleiche Aufgabe übernommen, John. Deshalb solltest du dich nicht beschweren und mich mit anderen Augen ansehen. Außerdem wird es dir Suko erklären können.«

»Suko?« echote ich. »Er ist…«

»Nicht tot, mein lieber John. Ich schoss zwar auf ihn, aber wie so oft im Leben kommt es auf die Dosis an. Ich habe diesen Pfeil, der Suko traf, genauestens präpariert. Er sah zwar aus wie tot, aber er befand sich in dem gleichen Zustand wie Lady Danford, als sie im Grab lag und ihr Geist auf die lange Reise ging, um mich zu treffen. Das alles wird dir Suko noch näher erklären können.« Shao drehte den Kopf. »Und nun zu dir, meine liebe Sheila…«

»Ja…?«

»Du weißt, dass wir uns immer gut verstanden haben. Ich war oft bei dir, du hast mir über manch schwere Stunde hinweggeholfen. Deshalb

bat ich gerade dich als Zeugin hierher, um ebenfalls zu sehen, dass ich nicht gestorben bin. Vor dir steht ein Mensch aus Fleisch und Blut, der nur eine andere Aufgabe übernommen hat und Dinge tun muss, die schon seit seiner Geburt festgeschrieben worden sind. Verstehst du das?«

Sheila nickte zwar, ich jedoch war der Ansicht, dass sie tief in ihrem Innern ganz anders dachte.

Shao lachte leise. »Ich merke schon, dass du mir nicht glauben willst. Komm her, bitte. Komm zu mir und fasse mich an. Überzeuge dich davon, dass ich nicht gelogen habe.«

Sheila blickte zunächst mich an, sah mein zustimmendes Nicken und setzte sich erst dann in Bewegung. Mit zögernden Schritten ging sie auf Shao zu, die ihr den freien Arm entgegenstreckte.

»Nimm meine Hand!«

Sehr vorsichtig berührte Sheila sie, als hätte sie Angst davor, etwas zu zerbrechen.

»Fass ruhig fester zu!« forderte Shao sie auf.

Sheila hob den Kopf an. Auf ihren Lippen lag ein zögerndes Lächeln.

Dann nickte sie und drückte zu.

Ich sah mir die Szene an. Auch Shao lächelte jetzt. Sheila zog hastig die Hand zurück, drehte sich mir zu und sagte: »Sie lebt, John! Ja, sie lebt tatsächlich.«

Ich hob die Schultern. »Allmählich weiß ich selbst nicht, was ich noch alles glauben soll. Einmal ist jemand tot, dann lebt er wieder. Das ist fast der reine Irrsinn.«

»Nein, John!« widersprach Shao. »Gerade du müsstest wissen, wie viel Lug, Trug und Täuschung es in der Schwarzen Magie gibt. Auch wir müssen manchmal diese Wege gehen. Ich bin ein Mensch geblieben, aber ich bin in die Arme der Sonnengöttin Amaterasu gefallen, von der ich praktisch abstamme. Abermals hat sich ein Kreis geschlossen. Du kannst Suko gleich fragen, er wird dir auch sagen, dass Shimada und Susanoo ihr Ziel nicht erreicht haben. Aber ich muss wachsam sein. Sie lauern überall und versuchen, Bastionen zu errichten. Niemand kann vor ihnen sicher sein.« Sie hob den rechten Arm mit der Armbrust. Mir kam es so vor wie ein Abschied.

Auch Sheila dachte ähnlich. Sie lief vor, um Shao noch einmal anzufassen, aber die Chinesin ging einen wie schwebend aussehenden Schritt zurück und stand plötzlich in der roten Sonne, die mit ihr verschwand, als würde die Dunkelheit wie eine gewaltige Klappe auf beide fallen.

Wie ein Phantom war Shao erschienen, und wie ein Phantom war sie wieder verschwunden.

Sheila und ich blieben allein auf dem Hügel zurück, starrten den Grabstein an und schüttelten die Köpfe.

»Verstehst du das, John?« hörte ich Sheila flüstern.
»Noch nicht ganz.«
»Und ich auch nicht!« vernahmen wir hinter uns die Stimme des Inspektors.

***

»Suko!«
Wir hatten uns umgedreht, und Sheila rief den Namen unseres Freundes. »Du lebst?«
»Ja, Unkraut vergeht wohl nicht.« Er antwortete lässig, aber trotz der Dunkelheit sahen wir den bitteren Zug auf seinen Lippen. Shao hatte ihn eingeweiht und ihm wahrscheinlich einen harten Schlag versetzt, den er nicht so schnell überwinden konnte.
Wir gingen auf ihn zu. Sheila warf sich in seine Arme und flüsterte: »Es tut mir so leid für dich.«
»Tja«, sagte Suko nur. Ich sah, dass er schluckte und fühlte mich selbst wie ein begossener Pudel.
Jetzt wussten wir Bescheid. Die Wochen der Ungewissheit waren vorbei, und Suko fasste es zusammen. »Ich bin zwar jetzt schlauer als zuvor, kann aber nicht sagen, dass ich mich wohler fühle. Ich bin der Meinung, dass ich Shao verloren habe.«
»Sie sprach aber anders.«
»Ja, das hat sie auch zu mir gesagt und sich sogar als Schutzengel bezeichnet, aber das kann ich nicht glauben, John. Ich müsste erst Beweise haben.«
Ich blickte dorthin, wo die Sonne geleuchtet hatte. Es war nichts mehr zu erkennen. Dunkelheit und Nebelstreifen vermischten sich zu dieser dunkelgrauen Suppe, die träge über den Friedhof und die Hügelkuppe zog.
»Habt ihr wirklich öfter miteinander darüber gesprochen, dass es so einmal kommen könnte?« fragte ich ihn.
»Sicher. Aber ich habe es nicht geglaubt, John. Oder nicht wahrhaben wollen. Wie hättest du denn an meiner Stelle reagiert?«
»Wahrscheinlich ebenso.«
»Da hast du es.«
Sheila hob fröstelnd die Schultern. »Sollen wir hier noch länger herumstehen?«
Ich lächelte. »Nein, ich weiß ja, was du willst. Du denkst an Bill.«
»Ja. Ich habe ein schlechtes Gewissen.«
»Meinetwegen können wir gehen. Oder hast du noch etwas, Suko?«
Mit unbewegtem Gesicht starrte mein Freund auf den flachen Grabstein.
Ich konnte mir vorstellen, welche Gedanken ihn beschäftigten. Bestimmt dachte er an die schwerste Stunde seines Lebens.

Er schüttelte jetzt den Kopf, als wollte er damit dokumentieren, dass er ein neues Kapitel im Buch seines Lebens aufgeschlagen hatte.
»Nein, John, ich gehe mit.«
»Gut.«
Sheila hielt sich zwischen uns. Wir waren wieder in den Dunst eingetaucht und sprachen nicht über Shao. Suko erklärte uns, dass sie sich auf die Jagd nach Shimada begeben hätte und auch dafür sorgen wollte, dass Susanoo vernichtet wurde.
»Kann sie das denn schaffen?« fragte ich.
Suko hob beide Arme an. »Das weiß ich nicht, das kann ich auch nicht glauben. Zudem hat sie selbst gesagt, dass sie noch sehr viel lernen muss und gewissermaßen bei Amaterasu in die Lehre gehen will. Sie soll ihr einiges zeigen.«
»Ich rechne trotz allem mit ihr!«
»Ich auch, John. Nur - es ist ein sehr komisches Gefühl, wenn man wieder allein ist. Es werden sicherlich Zeiten kommen, wo ich denke, dass es Shao nicht mehr gibt.«
»Das kann sein.«
»Dann kannst du dich bei uns aussprechen, Suko«, sagte Sheila. »Dafür sind wir da. Freunde müssen zusammenhalten.«
Suko lächelte. »Ich weiß, ich danke dir auch dafür. Doch es gibt Dinge im Leben eines Menschen, die kann er nur mit sich selbst ausmachen. Das werdet auch ihr wissen.«
Wir stimmten ihm zu.
Mittlerweile hatten wir das Ende des Hangs erreicht. Jetzt brauchten wir nur noch den Friedhof zu überqueren, um zum Wagen zu gelangen. Der Nebel hatte zum Glück nicht zugenommen. Sternenklar war der Himmel hoch über uns. Das Funkeln der Gestirne erreichte uns wie blitzende Grüße aus der Unendlichkeit.
Wieder sahen wir die grauen Schleier, wie sie sich lautlos um die Grabsteine drehten.
Monster, Gesichter, Fratzen - alles war hier vorhanden. Und auch eine ungewöhnliche Kühle, die sich zwischen den Grabsteinen festgesetzt hatte. Es wurde Zeit, dass wir diesen alten Friedhof verließen.
Sheila war die Kälte auch aufgefallen. »Spürt ihr sie?« fragte sie. »Ich habe den Eindruck, von einem Eishauch gestreift zu werden.« Sie blickte zu uns hoch. »Das kann doch nicht stimmen - oder?«
»Sie hat recht«, meinte Suko und blieb stehen.
Auch ich ging nicht mehr weiter. Wir standen zwar nicht dicht beisammen, aber wir schauten in dieselbe Richtung und hatten das Gefühl, als würde etwas mit den Grabsteinen geschehen.
»Leben sie?« hauchte Sheila.
Fast sah es so aus, denn die Figuren und Fratzen begannen zu zittern.

Und das war diesmal keine optische Täuschung.
Ich wollte die Probe aufs Exempel machen, trat dicht an einen Grabstein heran und fasste ihn an.
Sofort zuckte meine Hand wieder zurück.
»Was hast du?« rief Suko.
»Er hat sich erwärmt.«
»Dann steckt dämonisches Leben in ihm.« Bei diesen Worten hatte der Inspektor schon seine Dämonenpeitsche geholt und schlug einmal einen Kreis über den Boden.
Ich wusste, was kam, ging zu Sheila und hielt sie fest.
Die drei Riemen waren aus der Peitsche gerutscht und schleiften noch über den Boden, bis Suko diese ungewöhnliche Waffe plötzlich anhob und ausholte.
Er drosch zu.
Seitlich führte er den Schlag. Die Riemen wickelten sich nicht nur um einen schmalen Grabstein, sondern auch um die böse grinsende Fratze, die auf der Vorderseite des Steins zu sehen war.
Ein schreckliches Gesicht, das bisher starr geblickt hatte, nun aber lebte.
Die Züge begannen zu zittern, sie veränderten sich und flössen dabei ineinander. Augen, in den Stein hineingeschält, wurden zu weichen, klumpigen Gebilden, die am Stein entlangrannen und im Gras versickerten.
Suko war wieder zurückgetreten. Ich hatte die Lampe hervorgeholt, richtete den Strahl aber noch gegen den Boden, wo die Dunstschwaden dampften.
Mein Freund nickte. »Auf diesem Friedhof ist noch etwas«, sagte er leise.
»Bleiben wir?« fragte Sheila.
»Ja«, sagte ich, »obwohl es besser wäre, wenn du…«
»John, leuchte mal.« Suko hatte mich unterbrochen. Ich drehte mich und hielt meinen Arm fast waagerecht mit einem leichten Knick nach unten.
Das weiße Licht fand seinen Weg in die Lücken zwischen den Gräbern, und es traf auch ein anderes Licht, das aus dem gesamten Untergrund des Friedhofs strahlte.
Nicht weiß, dennoch hell, aber leicht blau angehaucht. Eine kalte, beinahe grausame Farbe, die für uns gleichzeitig ein Wegweiser sein konnte.
»Blau«, murmelte Suko. »Du weißt Bescheid?«
»Ich ahne es.«
»Wovon sprecht ihr?« fragte Sheila.
Ich winkte ab. »Wir haben nur einen Verdacht. Drücke die Daumen, dass er sich nicht bestätigt.«

»Zu spät«, sagte Suko hart und deutete schräg nach vorn, wo wir einen alten Baum innerhalb der Dunstsuppe nur ahnen konnten. Dort war das Licht besonders intensiv, und es befand sich nicht nur dicht über dem Boden, es drehte sich sogar spiralenartig daraus hervor, wirbelte um die eigene Achse und nahm Gestalt an.

Suko war so überrascht, dass er zurücksprang, aber nicht vergaß, den Namen der Person zu erwähnen, die sich aus der Friedhofserde kommend vor uns materialisiert hatte.

»Shimada!«

***

Bei Gott, er war es!

Es war tatsächlich die lebende Legende, dieser gnadenlose mächtige Dämon, der in einer Festung oder einem Schloss lebte, das durch die Zeit wandern konnte.

Jetzt hatte er das Schloss verlassen, war auf den Friedhof gekommen, um sich uns zu stellen.

Er sah aus wie immer. In blaue Tücher gehüllt, die auch seinen Kopf umgaben und vom Gesicht nur einen Teil der Stirn und die gnadenlosen, kalten, stahlblauen Augen freiließen, die uns so vernichtend anstarrten.

Von Shimada war bisher nur gesprochen worden. Ich hatte ihn zudem weit weg vermutet, doch Shaos Erscheinen oder Erstarken musste ihn gereizt haben.

Anscheinend hatte sie recht behalten. Da war ihre Macht größer, als wir glauben wollten.

Wehret den Anfängen, heißt ein Sprichwort. Möglicherweise hatte Shimada auch so gedacht. Er zog seine Waffe.

Vor diesem Schwert hatte ich Angst. Es war eine alte Samurai-Klinge, die nicht nur einen Menschen mit einem Schlag töten konnte, nein, diese Waffe schaffte es auch, durch Häuser, Steine und Erde zu dringen. Sie besaß mörderische Kräfte.

Shimada hielt den Griff mit beiden Händen. Er stand breitbeinig da, den Oberkörper etwas gebeugt, und die Spitze der Klinge zielte auf uns. Wir ließen uns von dieser etwas hölzern wirkenden Haltung auf keinen Fall irritieren, denn wir wussten sehr gut, dass Shimada innerhalb weniger Sekunden zu einer rasenden Kampf- und Mordmaschine werden konnte.

Das schwächste Glied in unserer Kette war Sheila. Deshalb schob ich sie auch zurück. »Versteck dich!« rief ich ihr dabei zu und wartete nicht ab, ob sie es auch tatsächlich tat.

Shimada aber griff an.

Er zeigte uns, wie man sich als Kämpfer bewegen musste. Es war kaum zu verfolgen, wie er es schaffte, sein Schwert so schnell über

dem Kopf zu drehen. Es sah so aus, als wollte er durch die Schläge die dünnen Nebeltücher zerteilen.

Eingehüllt in blaues Licht, sprang er schlagend und mit großen Sätzen auf uns zu. Über zwei Grabsteine jagte er hinweg und holte noch im Sprung und als gestreckte Gestalt zu einem mörderischen Hieb aus, der mich von den Beinen gesichelt hätte.

Ich lag schon in der Luft.

Aus dem Stand einen Salto rückwärts zu schlagen, ist nicht so einfach.

In diesem Augenblick war mir nichts anderes übriggeblieben. Die Angst hatte mir diese gewaltigen Kräfte verliehen.

Trotzdem landete ich nicht wunschgemäß. Ich krachte irgendwo in ein Gebüsch, vernahm das Knacken und Brechen der Zweige, aber die Klinge hatte mich nicht erwischt.

Sie hatte stattdessen die obere Kante eines Grabsteins abgeschlagen und war in den Strauch gefahren, der im Nu von einem bläulichen Feuer eingehüllt wurde und bis auf die Wurzeln verbrannte.

Das Licht leuchtete auch Suko an, der Shimada mit dem Mute der Verzweiflung von der Seite her angreifen wollte, aber dazu nicht mehr kam, denn eine helle Stimme meldete sich. »Lass es!«

Ich hatte mich aufgerappelt und blickte nach vorn.

Da stand unser Schutzengel, unser Phantom - Shao!

***

Die Armbrust hielt sie in Anschlag. In der Bolzenrinne lag bereits der erste Pfeil.

Shimada hatte Shao zwar nicht gesehen, sie aber mit dem sicheren Instinkt eines Dämons gespürt und auch gewust, welch eine Gefahr von ihr ausging.

Er drehte sich. Wir waren für ihn zweitrangig geworden. Sein Schwert drehte sich mit. Ich hatte den Eindruck, als würde die Klinge noch in der Luft nachglühen.

Shao hatte sich einen außergewöhnlichen Platz ausgesucht. Sie stand auf der Kante eines breiten Grabsteins und schoss.

Wir hörten das Geräusch nicht, mit dem sie den Pfeil auf die Reise schickte. Er konnte Shimada nicht verfehlen. Seine Diener hatte er vernichtet, der Dämon selbst wurde nicht getroffen, weil er wieder einmal bewies, wie clever er war.

Er schlug sein Schwert so schnell nach links, dass Klinge und Pfeil zusammenprallten. Wir hörten noch das Geräusch, aber Shao hatte bereits den zweiten auf die Reise geschickt und jagte einen dritten hinterher.

Shimada bewegte sich wie ein Irrwisch. Was kaum zu glauben war, geschah tatsächlich. Durch sein schnell bewegtes Schwert konnte er

die Pfeile abwehren, die irgendwo zu Boden fielen und im Gras versanken.

Dann jagte er selbst los.

Der gewaltige Sprung brachte ihn in Shaos Nähe. Voller Panik schrie Suko den Namen seiner Gefährtin, die nicht mehr dazu kam, noch einmal zu schießen, und sich gezwungen sah, den Rückzug anzutreten.

Aber war es dafür nicht zu spät?

Nein, sie bekam Hilfe.

Blitzschnell und aus dem Nichts leuchtete Amaterasus rote Sonne auf.

Shao brauchte wiederum nur einen kleinen Schritt nach hinten zu gehen, um die Dimensionen zu wechseln.

Sie trat in die Sonnenscheibe hinein, die für einen anstürmenden Gegner wie eine Mauer und gleichzeitig ein Trichter wirkte.

Shimada, mitten im Sprung, prallte dagegen. Sein Körper geriet aus der Kontrolle. Für uns sah es so aus, als wäre er gegen eine Walze gerannt. Arme und Beine hatte er ausgestreckt, aber er fiel nicht mehr zurück, denn als die rote Sonne verschwand, bekam er die mörderische Sogwirkung zu spüren, die ihn tief hineinzog in eine unheimliche Schwärze. Er entschwand unseren Blicken.

Auch das blaue Licht verschwand, die Umgebung nahm wieder ihre Normalität an.

Suko kam zu mir. Er schaute dabei dorthin, wo beide verschwunden waren. »Ich glaube, John, wir haben tatsächlich einen Schutzengel.«

»Der Shimada vernichtet hat?«

»Nein, meine Lieben, soweit ist es noch nicht.« Shaos Stimme klang, als käme sie aus den Wolken. »Amaterasu hat recht gehabt. Ich muss noch sehr viel lernen. Wäre ihre Sonne nicht gewesen, hätte Shimada mich vernichten können. So aber lebe ich…«

»Und Shimada?« rief Suko laut.

»Um ihn zu vernichten, muss man sich andere Dinge einfallen lassen. Lebt wohl, meine Freunde…« Die Stimme der Chinesin hallte noch einmal nach, dann umgab uns wieder die nächtliche Stille dieses alten, unheimlich wirkenden Friedhofs.

Wir blieben zurück und sagten nichts. Suko stützte sich auf einen Grabstein. Sheila und ich fühlten mit ihm. Nach einer Weile hob er die Schultern und richtete sich auf. »Ich glaube, Freunde, dass wir hier nichts mehr verloren haben -oder?«

»Du hast recht.«

»Dann lasst uns gehen!«

Schweigend kehrten wir dem Friedhof den Rücken. Ob wir noch einmal herkommen mussten, stand in den Sternen…

***

Gegen ein Uhr morgens trafen wir im Yard Building ein. Noch vom Empfang aus rief Sheila ihren Mann an, während wir nach oben fuhren, wo Sir James bereits voller Ungeduld in seinem Büro wartete.

Er atmete auf, als ich Suko über die Schwelle schob. Mein Freund und Kollege hatte noch ein schlechtes Gewissen, aber Sir James erwähnte das Thema nicht. Er empfing den Inspektor wie einen verlorenen Sohn und drückte ihm kräftig die Hand.

»Bitte, setzen Sie sich.«

Sogar Glenda war noch da. Sie brachte uns Kaffee, schließlich kam Sheila hinzu, später auch Bill, und wir konnten berichten.

Sehr lange saßen wir zusammen. Erst als der Morgen graute, trennten wir uns.

Suko und ich würden im Bereitschaftsraum schlafen, die Conollys fuhren heim und nahmen Glenda mit.

Schließlich blieben der Inspektor und ich zurück. Wir standen neben dem Fahrstuhl, und Suko fragte mit leiser Stimme: »Well, John, kommen jetzt die alten Zeiten zurück?«

»Wie meinst du das?«

»Die vor Shao.«

Ich schüttelte den Kopf. »So sehe ich das nicht. Die Zeiten sind besser geworden.«

»Du bist ja nicht betroffen.«

»Nein, aber ich habe auch keinen so guten Schutzengel wie du, mein Freund. Daran solltest du auch denken.«

Die Antwort, als Frage gestellt, die Suko mir gab, hätte ich nie erwartet.

»Können Schutzengel auch küssen und noch mehr…?«

Erstaunt drehte ich mich um. »Das weiß ich nicht.«

»Eben«, sagte Suko, »und das genau ist das Problem…«

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 455 »Der Lord und die Geister-Lady«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 450 »Sukos Totenfeier«